

Mitteilungen
der Gesellschaft
für Buchforschung
in Österreich
2011-1

PRAESENS

Herausgeber und Verleger

GESELLSCHAFT FÜR BUCHFORSCHUNG IN ÖSTERREICH

Der vorläufige Vereinssitz bzw. die Kontaktadresse ist:

A-1170 Wien, Kulmgasse 30/12

email: office@buchforschung.at

Homepage: www.buchforschung.at

Redaktion

Peter R. Frank und Murray G. Hall

(verantwortlich für den Inhalt)

unter Mitarbeit von Johannes Frimmel

Gedruckt mit

Förderung der MA 7 (Wissenschaftsförderung)

In Kommission bei Praesens Verlag, Wien

ISSN 1999-5660

INHALTSVERZEICHNIS

Editorial. Seite 5

Veronika Pfolz: Papierwerkstatt Schneiderhäusl in Niederösterreich (seit 1993). Die Illustratorin und Papiermacherin Renate Habinger. Seite 7

Carina Sulzer: Zwischen Restauration und Moderne – Der ungarische Verleger Gustav Heckenast (1811–1878). Seite 15

Mária Rózsa: Die Geschichte der Pester Druckerei von József Beimel und Vazul Kozma 1830–1864. Seite 33

Anja Dular: Lost and Found: Books from the Former Library of Jernej (Bartholomäus) Kopitar. Seite 41

Matthias Marschik: Durch Schreiben das Jenseits beweisen. Der Wiener Bethania-Verlag. Seite 57

Stephan Kurz, Keyvan Sarkhosh, Sabine Schönfellner: Tagungsbericht: Der literarische Transfer. Seite 67

REZENSION

Ernst Fischer: Verleger, Buchhändler und Antiquare aus Deutschland und Österreich in der Emigration nach 1933. Ein biographisches Handbuch. (Evelyn Adunka) 75 / Christof Windgätter (Hrsg.): Wissen im Druck. Zur Epistemologie der modernen Buchgestaltung. (Reinhard Düchting) 75 / Würfels Signete-Lexikon über 4500 deutschsprachige Verlage. 11.000 Signete (Erwin Poell) 78 / Der Kanon im Zeitalter der Aufklärung. Beiträge zur historischen Kanonforschung. (Wynfrid Kriegleder) 83 / Siegfried Lokatis/Ingrid Sonntag (Hrsg.): 100 Jahre Kiepenheuer-Verlage. (Irene Nawrocka) 88 / Romy Fröhlich: Büchermenschen in Deutschland. Eine Studie über die berufliche Situation und die Bedingungen beruflicher Karrieren von Männern

und Frauen im deutschen Buchhandel und Verlagswesen. (Marie-Theres Zirm) 95 / Rainer Moritz/Reto Guntli: Die schönsten Buchhandlungen Europas. (Doris Moser) 101 /

NOTIZEN

Ein Abend für Otmar Seemann 106 / Generalversammlung 106 /
Werner J. Schweiger gestorben 106 / Friedhelm Kemp, Übersetzer,
Lektor und Essayist gestorben 106 / Register 1 106 / Register 2 107 /
Ernst Grabovszki Sachverständiger 107 / „Geraubte, zerstörte, gerettete
Bücher, Bibliotheken, Sammlungen und ungedruckte Materialien nach
1933“ 107 / Hedvig Ujvári: Kulturtransfer in Kakanien 107 /
Tagung in München: Erotisch-Pornographischer Buchhandel 108 /
Abgeschlossene Hochschulschriften 108 /

EDITORIAL

Liebe Mitglieder!

In den *Mitteilungen* versuchen wir eine breite Palette an Themen, die mit dem Buch sowie mit der Buch-, Bibliotheks- und Verlagsgeschichte zu tun haben, anzubieten. Im ersten Beitrag von Veronika Pfolz geht es um Papier, ein Thema, mit dem sich die Wissenschaft in Österreich eher selten beschäftigt. Im Mittelpunkt steht die Illustratorin und Papiermacherin Renate Habinger. Es folgen sodann zwei Beiträge, die sich in unterschiedlicher Weise mit Verlag und Buchhandel in Ungarn im 19. Jahrhundert befassen. Carina Sulzer würdigt den Verleger Gustav Heckenast aus Anlass seines 200. Geburtstages und Maria Rózsa geht in ihrem Beitrag auf die Geschichte der Pester Druckerei von József Beimel und Vazul Kozma ein. Anschließend erzählt Anja Dular die wechselhafte Geschichte der ehemaligen Bibliothek von Jernej (Bartholomäus) Kopitar. Matthias Marschik fokussiert seinen Beitrag auf einen kuriosen Wiener Selbstverlag mit dem Namen „Bethania“, einen Kleinverlag, der vom Philosophen und Privatgelehrten Raimund Kubasek gegründet und geführt wurde. Abschließend berichten wir über das im vergangenen Jänner in Wien abgehaltene, von der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich gemeinsam mit der Abteilung für Vergleichende Literaturwissenschaft der Universität Wien veranstaltete internationale Symposium zum Thema „Der literarische Transfer zwischen Großbritannien, Frankreich und dem deutschsprachigen Raum im Zeitalter der Weltliteratur (1770–1850)“. Rezensionen, Notizen und Hinweise auf aktuelle Hochschulschriften runden das Heft ab.

An dieser Stelle möchten wir auf zwei Punkte aufmerksam machen: Am Dienstag, dem 6. September 2011 findet um 19:00 Uhr in der Musiksammlung der Wienbibliothek in der Bartensteingasse 9 ein „Abend für Otmar Seemann“ statt, zu dem Sie herzlich eingeladen sind. Details zum Programm werden bekanntgegeben. Da das Vereinsbüro diverse formale Mängel in unseren Statuten entdeckt hat, ist es notwendig, eine neuerliche Generalversammlung einberufen, um die korrigierten Statuten durch die Mitgliederversammlung genehmigen zu lassen. Aus diesem Grund findet um 18:30 Uhr c.t. vor Ort eine kurze Versammlung mit Abstimmung statt. Schließlich möchten wir unserem Mitglied Ernst Fischer herzlich zum 60. Geburtstag gratulieren. Ernst Fischer, geboren in Wien und Universitätsprofessor in Mainz, ist einer der profiliertesten und produktivsten Buchwissenschaftler im deutschen Sprachraum. *Ad multos annos!*

Peter R. Frank/Murray G. Hall

Veronika Pfolz:
Papierwerkstatt Schneiderhäusl
in Niederösterreich (seit 1993).¹

Die Illustratorin und Papiermacherin Renate Habinger.

Renate Habinger zählt zu den bekanntesten zeitgenössischen Illustratorinnen aus Österreich. *Das Buch, gegen das kein Kraut gewachsen ist* wurde im Mai 2010 auf die Liste „Die besten 7“ (Deutschlandfunk) gesetzt; *1, 2, 3, dann reite ich durch den ganzen Himmel* befindet sich auf der Ehrenliste des Österreichischen Kinder- und Jugendbuchpreises 2010.² Dies sind nur die beiden jüngsten in einer stattlichen Anzahl von Auszeichnungen und Preisen, die Renate Habinger im Laufe ihrer Karriere vor allem auf dem Gebiet der Kinderbuchillustration erhalten hat. Hier sollen aber weitere Facetten der Künstlerin und ihres Werks vorgestellt werden.³

In Österreich ist eine intensive Beschäftigung mit Papier – dem Grundstoff für jedes Buch – eher selten. Darum stellt Renate Habinger mit ihren vor allem in

Herrn Professor Dr. Peter R. Frank möchte ich für viele Anregungen und Hinweise herzlich danken.

- 1 Bei dem sogenannten Schneiderhäusl in Oberndorf an der Melk handelt es sich um ein ehemaliges Gewerbehaus (Wohnhaus und Wirtschaftsteil) aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. Vgl. den Eintrag Unterer Gries 23, in Bundesdenkmalamt (Hrsg.): *Dehio-Handbuch. Niederösterreich südlich der Donau*, Teil 2. Horn-Wien: Verlag Berger, 2003, S. 1590. Die Herkunft des Hausnamens ist laut Habinger, die das Gebäude 1993 erworben hat, nicht geklärt. Die ersten Besitzer sollen alle Schuster von Beruf gewesen sein. Das erste Workshop in Oberndorf hat Habinger nach längeren Renovierungsarbeiten circa 1997 gegeben, ein genaueres Datum lässt sich nicht mehr rekonstruieren.
- 2 *Das Buch, gegen das kein Kraut gewachsen ist*. Text Gerda Anger-Schmidt. St. Pölten: Residenz Verlag, 2010; *1, 2, 3, dann reite ich durch den ganzen Himmel*, Text Vera Ferra-Mikura, Gemeinschaftsprojekt mit Linda Wolfsgruber. Weitra: Verlag Bibliothek der Provinz, 2009.
- 3 Alle Angaben, soweit nicht anders vermerkt, verdanke ich Renate Habinger, die mir für ein ausführliches Interview am 20. September 2010 in Oberndorf an der Melk zur Verfügung gestanden ist. Ich möchte der Künstlerin hier meinen Dank für die Informationen, ihre Geduld und nicht zuletzt die Gastfreundlichkeit aussprechen.

Asien und den USA gewonnenen Kenntnissen in der Papiermacherei eine bemerkenswerte Ausnahmerecheinung dar.

Ausbildung

Einen Grundstein ihrer Ausbildung erhielt sie in Wien an der Höheren Graphischen Bundes-Lehr- und Versuchsanstalt, an der sie von 1971 bis 75 die Abteilung Grafik-Design besuchte. Anschließend arbeitete sie in einem Graphic Designbüro und stellte daneben im Lauf von zwei Jahren eine Mappe zusammen. Einige dieser Arbeiten schickte sie dann erfolgreich nach Bologna, von wo die entsprechende Ausstellung (Childrens Book Fair 1978) nach Japan ging. Motive davon – darunter auch einige von Habinger – wurden dort als Postkarten gedruckt.

Eher zufällig kam sie 1979 zu dem Auftrag, *Die Freuden des Landlebens* von Friederun Pleterski zu illustrieren.⁴ Gleich dieses Werk erhielt 1980 als eines von zwölf die Auszeichnung „Schönstes Buch Österreichs“. Als sich Habinger Anfang der 1980er Jahre im Textilbereich erprobte (Hüte, Weberei),⁵ entdeckte sie dabei für sich, dass (und wie) man aus Pflanzen Papier machen kann. Es folgte ein Kurs in den Vogesen⁶. Zugleich war sie mit der aus New York stammenden Robbin Silverberg, die damals in Wien lebte, befreundet. In deren Kursen konnte sie wertvolle Erfahrungen sammeln.⁷

Weiterbildung

Renate Habinger, die Mitglied der IAPMA Internationalen Papiermacherorganisation ist,⁸ hat seit 1984 diverse internationale Aus- und Weiterbildungs-

4 Friederun Pleterski: *Die Freuden des Landlebens*. Wien-Zürich-München: Verlag Fritz Molden, 1979; 263 Illustrationen von Renate Habinger unter Mitarbeit von Erwin Bohatsch und Brigitte Müller gezeichnet.

5 1982 Webkurs bei Ursula Arn, Heimatwerkschule Mülene/CH.

6 1984 Papierschöpfen und Färben mit Pflanzen bei Claudie und Francis Huinzinger/F.

7 1987 Papierschöpfen bei Robbin. A. Silverberg, New York; vgl. auch www.robbinamsilverberg.com (abgerufen am 3. Februar 2011).

8 IAPMA International Association of Hand Papermakers and Paper Artists, gegründet 1986 in Düren/D. Vgl. www.iapma.info.

seminare im Bereich des Handpapierschöpfens absolviert.⁹ Ihr besonderes Interesse gilt der südostasiatischen Art des Papierschöpfens. So war Habinger 1998 im Rahmen einer von der IAPMA angekündigten und von der amerikanischen Papierexpertin Elaine Koretsky¹⁰ geleiteten „Studienreise Papier“ in Burma und Thailand. Dabei konnte die Gruppe bei einem Workshop bei Supan Promsen in Thailand auch ganz konkrete Erfahrungen zum südostasiatischen Papierschöpfen sammeln.

Ihre über die Jahre angewachsenen Kenntnisse in asiatischer Handwerkskunst konnte Habinger dann auch in Europa weiter vertiefen, wie zum Beispiel 2002 in Frankreich bei Asao Shimura und Helmut Frerick.

Werke – Künstlerbücher

In Zusammenarbeit mit Robbin Silverberg entstand 1992 ein (für beide Künstlerinnen auf familiäre Gründe zurückgehendes) *Totentanzleporello*. Schon zuvor hat sie gemeinsam mit der Amerikanerin Künstlerbücher gefertigt: Die über lange Zeit reichende Kontinuität der Zusammenarbeit lässt sich beispielsweise daran ablesen, dass ein 1986 entstandenes Werk mit dem Titel *Faces I* seine Forstsetzungen vier Jahre danach fand.¹¹

Selbstverständlich entstanden auch eigene Künstlerbücher, teilweise in kleiner Auflage wie 1983 *Das kluge Gretl*. Märchen der Gebrüder Grimm oder als Einzelstücke wie 1988 *Unter Wasser*.¹² Dieses Buchobjekt ist eine Collage aus handge-

9 1996 Papierschöpfen bei R. Silverberg/USA in der Papiermühle Mörzinger, Bad Großpertholz/A; 1998 „Urushi“/japanische Lacktechnik bei Mag. Silvia Miklin/A; 1999 „Vom Holz zum Papier“, Papiermacherschule Steyrermühl/A; 2000 „From Paper to Earth“ bei Catherine Nash und Helmut Frerick, Charrus/Ardeche (Papierschöpfen und Färben mit Erdfarben); 2002 „Asian Papermaking in Depth“ bei Asao Shimura und Helmut Frerick/F, (japanisches Papierschöpfen).

10 Elaine Koretsky ist Gründerin und Direktorin des Museum of International Paper History, Brookline, MA, vgl. www.papermakinghistory.org (abgerufen am 3. Februar 2011).

11 Künstlerbücher in Zusammenarbeit mit Robbin A. Silverberg; R+R. New York: Dobbin Books, 1992, Auflage 5 Exemplare. Dobbin Books ist der von Silverberg gegründete Verlag mit Sitz in Brooklyn, New York. Alle im Folgenden erwähnten Arbeiten sind Einzelstücke: 1990 entstanden *Faces II/Franzl*, *Faces III*, *Viechereien I*, *Viechereien II*, *Häuser*; 1988 *Hats*; 1987 *Dressmakers Travel to Vollschanke*, *Schizophrenie*; 1986 *Black Book I*, *Black Book II*, *Faces I*.

12 Künstlerbücher: 1993: Gerda Anger-Schmidt: *Der gemischte Wettlauf*. Originalgrafikband mit Zinkätzungen und Holzschnitten, handgebunden. Auflage 50 Exemplare; 1992: *Brosamen I*. (Collagen aus handgeschöpftem Papier, Einzelstück); *Brosamen II*. (Collagen aus handgeschöpftem

schöpftem Papier und innen mit elektrischer Beleuchtung versehen, die – wenn das Werk leprelloartig aufgeklappt ist – dem Betrachter den Eindruck vermittelt, eine Unterwasserszenarie vor sich zu haben. Sie wurde 1993 im Wiener Rathaus in der Ausstellung *Das andere Buch* gezeigt und für die Sammlung angekauft.¹³

Bei ihren Buchobjekten beginnt Habinger oft ohne ein bestimmtes Thema, sondern geht rein vom Material aus. In der Haptik liegt für die Künstlerin auch die Faszination des Papiers; je nach Faseraufbereitung kann es hart und spröde oder sehr weich sein. Ein besonders prägnantes Beispiel für große Kontraste ist das Werk *Dornenmeer*: es besteht aus Rosendornen und Kozo, außergewöhnlich langen asiatischen Fasern, die aus dem Rindenbast des Maulbeerbaumes gewonnen werden. An sich wie ein Buch gefertigt, aber komplett zusammengeklebt, entspricht *Dornenmeer* jedoch nicht Habingers – keineswegs immer streng gehandhabter – Definition eines Buchobjektes, derzufolge zumindest einzelne Teile zum Aufklappen sind, und gehört somit eher zu den Papierobjekten.

Allgemein ist die Zusammenarbeit mit anderen Künstlern für Renate Habinger kennzeichnend und – wie sie selbst betont – wichtig. Dies gilt auch für den Bereich Kinderbuch, wo sie unter anderem das Kinderbuch *Alter John* von Peter Härtling illustrierte.¹⁴ Schließlich fand sie vor allem mit der Schriftstellerin Gerda Anger-Schmidt eine kongeniale Partnerin, mit der sie seit dem 1986 erschienen Buch *Der Raupelikan* eine über die Jahre bewährte Künstlerpartnerschaft verbindet,¹⁵ in der Habinger nicht „nur“ die bildnerische Gestaltung übernahm, son-

Papier, Einzelstück); *Collagen*. (handgeschöpftes Papier, Einzelstück); 1988: *Unter Wasser* (Collagen aus handgeschöpftem Papier, handgebunden, Einzelstück. Buchgestaltung von Katharina Erich). *Das kluge Gretl*. Märchen der Gebrüder Grimm. Wien: edition höllenhund, 1983, Originalgrafikband mit Holzschnitten und Zinkätzungen, Auflage 100 Exemplare. Fine Print: Janwillem van de Wetering: *Inspektor Saitos kleine Erleuchtung*. Texting: Fischbachpresse, 1994. Hans Christian Andersen: *Meistererzählungen*. Texting: Fischbachpresse, 1993.

13 Vgl. Wolfgang Hilger (Red.): *Das andere Buch. Bücher als Kunstobjekte*. Wien: Kulturabteilung der Stadt Wien, 1993, S. 146f. Habingers Werke wurden von Sammlungen in Österreich, Korea sowie Amerika angekauft: Papiermuseum Jeonju/Korea; Bundesministerium für Unterricht und Kunst/A.; Niederösterreichische Landesregierung; Stadt Wien; Stadt St. Pölten; Library of the University of Washington, Special Collection/USA; Stanford University Libraries, Stanford/USA; Mills College, Oakland/USA; The Houghton Library, Harvard University, Cambridge/USA; The Sackner Archive, USA.

14 Peter Härtling: *Alter John*. Weinheim: Verlag Beltz und Gelberg, 1981.

15 Gerda Anger-Schmidt: *Der Raupelikan*. Wien: edition höllenhund, 1986, Offsetdruck, Auflage 500 Exemplare. Bei der „edition höllenhund“ handelt es sich um den Eigenverlag von Habinger. Vgl. dazu ein Interview, das Anger-Schmidt im Zusammenhang mit der Verleihung des Österreichischen Kinder- und Jugendbuchpreises 2008 gegeben hat: www.bundeskanzleramt.at/site/5093/default.aspx.

dern teilweise auch verbale Ideen einfließen lassen konnte und so auch zur literarischen Gestaltung beigetragen hat.¹⁶

Aus einer ähnlichen sprachlich-bildnerischen Gemeinschaftsarbeit stammen die mit der Künstlerin Linda Wolfsgruber verfassten und gestalteten Bücher. Ich glaube, einen Spaß an der feinen Irritation erkennen zu können, eine Lust daran, Widersprüchliches – sowohl in der sprachlichen als auch bildlichen Ebene – einzubauen und so zum Innehalten, Nachdenken und Nachfragen anzuregen.

Vermittlung

Auch für die Workshops, die Habinger in ihrem liebevoll restaurierten Schneiderhäusl anbietet, zieht sie andere Künstler heran. Einerseits bietet sie seit 2008 in der „Sommerschule“ Kurse zur Kinderbuchillustration an, die in erster Linie an durchaus arrivierte Künstlerkollegen gerichtet sind, aber auch Interesse bei Bibliothekaren, Buchhändlern oder Lehrern finden. Habingers Erfahrung nach schließt sie damit eine Lücke. Denn in Österreich gibt es weder eine spezielle Ausbildung zur Buchillustration für Künstler noch eine nicht ausschließlich auf pädagogischen Prinzipien beruhende Schulung für Vermittler.

Daneben bietet sie ein Programm zum Bereich Papier an, bei dem internationale Künstlerkollegen unterrichten. So war zum Beispiel Fred Siegenthaler eingeladen, seine Erfahrungen zum Thema Fasernmahlen zu vermitteln.¹⁷ Neil Bonham aus Seattle führte in die Kunst der Wasserzeichen ein und Robbin Silverberg zeigte, wie sie Bücher in nassem Zustand bearbeitet.

Dazu bietet sie ein breites Programm für Kinder an;¹⁸ es sind individuelle Gruppen sowie Schulklassen, aber auch Familien, die sich bei ihr einfinden und sich in die Welt des Papiers – angefangen mit einem Rundgang in ihrem Papiermacher-

16 Gänzlich von Habinger allein gestaltet ist *Schnuffels Hundetagebuch. Wir passen wunderbar zusammen*. Köln: Boje Verlag, 2009.

17 Der Schweizer, ein in München ausgebildeter Papireringenieur, arbeitete mit Künstlern wie Jasper Johns, Meret Oppenheim oder Joan Miro zusammen. 1976 eröffnete er seine eigene Papiermühle, zehn Jahre danach war er Gründungsmitglied der IAPMA. Sein besonderes Interesse gilt der asiatischen Papiermachertradition, zu der er auch Fachpublikationen verfasst hat. Vgl. www.siegenthaler-art.ch (abgerufen am 3. Februar 2011).

18 Vgl. dazu auch Habingers Beitrag zum Thema Wasserzeichen in *zoom Kindermuseum* (Hrsg.): *Probier Papier! Die vielen Seiten von Papier*. Wien: Verlag öbv und hpt, 2003, S. 33–34.

garten, in dem eine beeindruckende Vielzahl von entsprechend geeigneten Pflanzen wächst – bis hin zum selbst gefertigten Buch einführen lassen.

Renate Habinger gibt sich hinsichtlich ihrer Absichten und Ziele bescheiden, wenn sie meint, dass sie nicht mehr erwarte, als Kinder zu erreichen, die Bücher mögen. Ihre eigenen Bücher macht Habinger „für alle“ – auch die Kinderbücher sollen den Erwachsenen gefallen, denn diese sind es, die beim Vorlesen die Lust (oder die Fadesse) am Buch vermitteln. Hier scheint sich ein Kreis zu schließen, denn mit ihrer eigenen Arbeit vermittelt Habinger die Lust am Buch.



Raupelikan

Fotonachweis: Renate Habinger



Buchvorstellung in der STUBE 2011 „Lin, die Elfte aus der Feuerbohne“

Fotonachweis: STUBE

Carina Sulzer:

Zwischen Restauration und Moderne –

Der ungarische Verleger Gustav Heckenast (1811–1878).

Gustav Heckenast, dessen Geburtstag sich heuer zum zweihundertsten Mal jährt, war ein ungarischer Verleger, dessen Bedeutung für die österreichische Literaturgeschichte erst in den letzten Jahren zunehmend erkannt wurde¹, vor allem in Zusammenhang mit dem Werk Adalbert Stifters. Dessen *Nachsommer* wurde nicht nur von Heckenast verlegt, sondern zählte auch zur erklärten Lieblingslektüre des erfolgreichen Verlegers.

Unter den verschiedenen Möglichkeiten der Annäherung an eine historische Persönlichkeit stellt wohl jene die häufigste dar, die den Schwerpunkt auf die biographische Entwicklung legt. Dem gegenüber mag jener Ansatz stehen, der dem historischen Kontext den Vorzug gibt.²

Neben diesen beiden, naturgemäß verflochtenen Ansätzen eröffnet sich in der Annäherung an Gustav Heckenast noch ein dritter Zugang. Heckenast hinterließ der Nachwelt nämlich eine erstaunliche Fülle an Korrespondenz, die er mit seinen Autoren pflegte, so dass man sich unweigerlich fragt, wie er neben den vielfältigen Aufgaben des Tagesgeschäfts die Zeit für einen so umfassenden Briefwechsel fand. Dieser wirkt auf jede biographische Auseinandersetzung mit Heckenast ungemein einladend, zumal sich selten so intime Einblicke in das nicht immer friktionsfreie Verhältnis zwischen Autor und Verleger in solchen Umfang finden lassen und dieser Ansatz wie kein anderer den Zugang zum Menschen Gustav Heckenast öffnet.

Es verwundert daher nicht, dass in den verschiedenen Arbeiten, die bislang zu Heckenast erschienen sind, die Aufmerksamkeit in erster Linie auf den Brief-

1 Etwa in: Karl Wagner, Max Kaiser, Werner Michler (Hrsg.): *Peter Rosegger – Gustav Heckenast, Briefwechsel 1869–1878*. Wien-Köln-Weimar: Böhlau, 2003.

2 Siegfried Kracauers Werk *Jacques Offenbach und das Paris seiner Zeit* (erste Ausgabe Amsterdam: Allert de Lange, 1937) mag hier als prominentes Beispiel gelten.

wechsel gelegt wurde, den er mit Stifter³, und, nach dessen Tod, mit Peter Rosegger – an besonderer Stelle auch als „Herold Adalbert Stifters“⁴ bezeichnet – führte.

Das Interesse, das diesen Briefen entgegengebracht wird, verweist aber auch auf die Blindstellen, auf die jede tiefergehende Auseinandersetzung mit Heckenast bald trifft.

Da ist zunächst der bedauerliche Umstand, dass das Verzeichnis aller im Verlag Heckenast erschienenen Bücher gegen Ende des Zweiten Weltkriegs verloren ging, als das renommierte Budapester Verlagshaus im Bombenhagel zerstört wurde. Seither lässt sich das Verlagsprogramm nur durch alte Verzeichnisse rekonstruieren. Verloren gingen aber auch die Briefe Heckenasts an Stifter, die sich im Nachlass Stifters befanden, aber von seiner Witwe nicht herausgegeben wurden und heute als verschollen gelten.

Vollständig erhalten ist hingegen sein Briefwechsel mit Peter Rosegger, der, selbst ein großer Verehrer Stifters, nach dessen Tod mit Heckenast in zunächst nur briefliche Verbindung trat, aus der sich schließlich nicht nur eine geschäftliche, sondern auch eine freundschaftliche Beziehung entwickelte, die bis zu Heckenasts Tod im Jahr 1878 dauerte und die nicht unwesentlich von der gemeinsamen Stifter-Verehrung geprägt war.

1. Familiärer Hintergrund

Gustav Heckenasts Vorfahren waren um 1780 aus St. Gallen in das kleine Dörfchen Harka nahe Ödenburg (Sopron) gezogen, wo sie zunächst als Hutmacher lebten⁵. Mag sein, dass der Bedarf an Hüten in dieser ländlich abgeschiedenen Region gering war, jedenfalls zog ein Teil der Familie in den folgenden Jahren nach Kaschau (Košice) im damaligen Oberungarn, wo Gustav Heckenast am 2. September 1811 als Sohn des evangelischen Pastors Michael Heckenast

3 Stifters Briefe an seinen ungarischen Verleger sind natürlich für die Stifter-Forschung von besonderer Relevanz. Bereits 1946 wurden sie von Irmgard Skroch in ihrer Dissertation (Wien) mit dem Titel *Stifter und Heckenast – ihr Verhältnis aus den Briefen entwickelt* vorgestellt.

4 Franz Haslinger: *Peter Rosegger als Herold Adalbert Stifters. Festschrift zum 150. Geburtstag von Adalbert Stifter*. Graz: Stiasny, 1955.

5 Diese und zahlreiche andere Informationen zum familiären Hintergrund Gustav Heckenasts und der Geschichte seines Verlags erhielt ich im Frühjahr 2010 im Gespräch mit Andrea und Thomas Heckenast, in Budapest lebende Nachfahren von Michael Heckenasts Bruder Daniel, die sich eingehend mit ihrer Familiengeschichte und mit Gustav Heckenast befasst haben.

geboren wurde. Auch wenn die siebenköpfige Familie (Gustav Heckenast hatte noch zwei Brüder und zwei Schwestern) keineswegs reich war, ihr Auskommen war soweit gesichert, dass sie durchaus als bürgerlich gelten konnte.

In jenen Jahren herrschte in Ungarn abseits der Städte, ja zuweilen selbst dort, vielerorts bitterste Armut. Bedingt durch die topographische Lage kam es zudem häufig zu Überflutungen und die ebenso häufig vorkommenden Feuersbrünste konnten selbst die wohlhabenderen Bürger an den Bettelstab bringen⁶.

Wir dürfen bei Heckenasts ein häusliches Klima annehmen, in dem die Liebe zur Buchkultur, wie in evangelischen Familien nicht unüblich, besonders gefördert wurde. Bei Irmgard Skroch findet sich die sogar Erwähnung, dass Michael Heckenast „ein bekannter Schriftsteller und vorzüglicher Kanzelredner“⁷ war.

In der Familie wurde zwar überwiegend deutsch gesprochen, gleichzeitig wuchsen die Kinder aber auch mit der ungarischen Sprache auf, die sie ebenso fließend beherrschten. In ihrem Alltag in Kaschau hörten sie neben diesen beiden Sprachen auch Tschechisch, Slowakisch und Jiddisch, wuchsen also in einem für das Habsburgerreich typischen multikulturell geprägtem Klima auf.

Heckenasts Schwester Karoline vermählte sich mit dem Buchhändler Georg Wigand, dem jüngeren Bruder von Otto Wigand. Die zunächst nur verwandtschaftliche Verbindung zu Otto Wigand, einem sehr erfolgreichen Buchhändler und Verleger, sollte sich für Gustav Heckenast als äußerst nachhaltig herausstellen.

Zunächst aber wurde er ans evangelische Gymnasium nach Eperjes (Prešov) geschickt, wo er eine humanistische Ausbildung erhielt und darüber hinaus mit der neueren ungarischen Literatur vertraut wurde, die gerade im fortschrittlichen Eperjes besonders gepflegt wurde.

Trotz dieser Voraussetzungen war dem jungen Gustav Heckenast seine spätere Karriere als Verleger nicht in die sprichwörtliche Wiege gelegt. Nach dem Willen des Vaters sollte er einen Kaufmannsberuf ergreifen und wurde zu diesem Zweck in Eperjes zu einem Apotheker in die Lehre geschickt. Der begeisterte Anhänger schögeistiger Literatur, der aus seinen zahlreichen Briefen spricht, kam dort bald zur Erkenntnis, dass ihm der reine Warenhandel nicht wirklich zusagte, und er

6 Die wirtschaftliche Lage weiter Teile der Bevölkerung fand damals nur vereinzelt Erwähnung in der Presse, vgl. Gertraud Marinelli-König: *Oberungarn (Slowakei) in den Wiener Zeitschriften und Almanachen des Vormärz (1805–1848)*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2004, S. 661–667.

7 Irmgard Skroch, *Stifter und Heckenast*, S. 8.

bemühte sich erfolgreich um eine Stellung im Unternehmen Otto Wigands, der inzwischen in Budapest eine Buchhandlung betrieb.

Als Gustav Heckenast im Alter von zwanzig Jahren mit gewiss hochfliegenden Hoffnungen in der eleganten Hauptstadt eintraf, verfügte er zwar über eine erstklassige Schulbildung und über gute kaufmännische Kenntnisse, doch war er sonst praktisch mittellos. Otto Wigand aber hatte das Talent und die rasche Auffassungsgabe des bücherbegeisterten jungen Mannes für alle Belange des Buchhandels richtig erkannt. Und auch die familiären Bande zwischen den Familien Wigand und Heckenast wurden in den folgenden Jahren durch die Heirat von Gustav Heckenast mit Wigands Tochter Otilie noch enger geknüpft.

2. Einstieg in den Buchhandel

Sowohl Otto Wigand wie Gustav Heckenast verkörperten das politisch bewusste und gesellschaftlich aufstrebende Bürgertum ihrer Zeit, und beide waren, wie so viele ihrer in der Buchproduktion tätigen Zeitgenossen, genuin von den emanzipatorischen Idealen der Aufklärung durchdrungen. Und bei beiden spielte offensichtlich auch die familiäre Tradition eine nicht unwesentliche Rolle, denn beider Familien waren aufgrund der reformorientierten Politik von Joseph II. gegen Ende des 18. Jahrhunderts in die Region gezogen, Wigands Familie aufgrund der im Zensuredikt von 1781 gewährten erweiterten Preßfreiheit, und Heckenasts aufgrund der im Toleranzpatent erlaubten freien Religionsausübung für Protestanten.

Der Erlass des Zensuredikts hatte zu einer wahren Flut an Broschüren und Druckschriften geführt, die Zahl der Druckereien hatte gegen Ende des 18. Jahrhunderts stetig zugenommen und der Buchhandel war vielerorts zu einem einträglichen Geschäft geworden.

Aus Familienbetrieben wurden innerhalb weniger Jahrzehnte Dynastien, die den Markt dominierten, wobei es sich in Ungarn und im Karpatenbecken vorwiegend um deutsche Familien handelte, von denen einige schon im frühen 18. Jahrhundert das Marktpotential im Osten des Habsburgerreiches erkannt hatten Hedvig Ujvári erwähnt in ihrer kenntnisreichen Darstellung *Vom autodidaktischen Anfang zum Verleger europäischen Formats: Gustav Heckenast*⁸ etwa (u. a.) die

8 In: *Jahrbuch des Adalbert Stifter-Instituts des Landes Oberösterreich* 15 (2008), S. 54.

Familie Landerer (deren Budapester Druckerei bereits im Jahr 1724 von Johann Sebastian Landerer gegründet wurde), die Familie Trattner und den später aus Mainz zugewanderten Conrad Adolf Hartleben⁹.

Bei Otto Wigand verhielt es sich so, dass er zunächst bei seinem in Pressburg als Buchhändler tätigen Bruder Carl kaufmännische Kenntnisse erwarb, danach eine Buchhandlung in Kaschau erwarb und ausbaute, die er seinem jüngeren Bruder Georg übergab, und sich schließlich um eine Buchhandels-Lizenz in Budapest bemühte. Was ihm nach einigen, durch die Budapester Buchhändler verursachten Schwierigkeiten 1827 auch gelang. Danach baute er sein Unternehmen zügig auf und hatte darin wohl auch eine wichtige Vorbildfunktion für Gustav Heckenast.

Für alle erwähnten Unternehmen gilt, dass sie Werke in deutscher Sprache produzierten, was eng mit der repressiven Sprachpolitik der Habsburger verflochten war. Bis 1844 war Latein Amtssprache, das ungarische Militär besaß ein deutsches Reglement und wurde deutsch exerziert, und im Topographisch-statistischen Archiv des Königreichs Ungarn fand sich folgender Eintrag eines Beobachters aus dem Jahr 1821: „Im gesellschaftlichen Ton der Gebildeten (...) hat sich seit etwa 20 Jahren sehr viel verändert. Deutsche Sitten, Gebräuche und Sprache haben bedeutende Fortschritte gemacht und sich in jedes ansehnlichere Haus eingebürgert.“¹⁰

Verständlich, dass die rigide Sprachpolitik der Habsburger bei den Ungarn mehrheitlich auf wenig Gegenliebe stieß, obgleich sich die gehobenen Stände nur allzu gern dem Zeitgeist anpassten. Aber auch unter ihnen waren nicht wenige, die dem Freiheitswillen der Ungarn wohlwollend gegenüberstanden. Zu ihnen zählten auch Heckenast und Wigand, der wiederholt ins argwöhnische Blickfeld der Metternichschen Zensurbehörde geriet.

Die nach den Napoleonischen Kriegen einsetzende Phase der Restauration der überwunden geglaubten Herrschaftsstrukturen unter der Führung Metternichs – der durch den Wiener Kongress zu einem der wichtigsten und einflussreichsten Diplomaten und Politiker Europas aufgestiegen war – stand in schroffem Gegen-

9 Das von Conrad Adolf Hartleben 1804 in Budapest gegründete Druckerei- und Verlagsunternehmen sollte sich als das langlebigste unter den Genannten erweisen. Näheres dazu bei Martin Bruny: Die Verlagsbuchhandlung A. Hartleben. Eine Monographie. Diplomarbeit Univ. Wien 1995. (http://www.wienbibliothek.at/dokumente/bruny_martin.pdf)

10 Gertraud Marinelli-König: *Oberungarn (Slowakei) in den Wiener Zeitschriften und Almanachen des Vormärz* (1805–1848), Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2004, S. 627.

satz zum aufkeimenden Liberalismus des aufgeklärten Bürgertums¹¹. Zwar besaßen Metternichs mächtige Zensurbehörde und sein ubiquitäres Spitzelwesen außerhalb Österreichs weniger Durchschlagskraft – auch dies ein Umstand, weswegen sich aufgeklärte Verleger, Drucker und Buchhändler lieber östlich von Wien niederließen – aber wirklich sicher konnte man sich auch in Budapest nicht fühlen.

Die Julirevolution in Frankreich 1830, die die Macht der Bourbonen endgültig zu Fall gebracht hatte und dem liberalen Bürgertum zu mehr Mitsprache verhalf, nährte auch im Habsburgerreich die Hoffnung auf einen politischen Kurswechsel. Verfrüht, wie sich herausstellen sollte: Otto Wigand, der die ungarische Opposition mit der Verbreitung von Druckschriften unterstützt hatte, musste 1833 vor Metternichs Zensurbehörde quasi bei Nacht und Nebel aus Budapest fliehen. Er überließ Heckenast die Geschäftsführung seiner Sortiments-Buchhandlung in Budapest und siedelte sich, seiner politischen Linie treu bleibend¹², höchst erfolgreich in Leipzig an.

Damit war Gustav Heckenast im Alter von 23 Jahren unerwartet zum selbstständigen Buchhändler geworden, auch wenn es bis zur ordnungsgemäßen Geschäftsübergabe noch zwei Jahre dauern sollte. Die Zusammenarbeit mit Wigand dauerte aber noch viele Jahre fort.

Ähnlich wie zuvor Wigand, entfaltete auch Heckenast beruflich bedingt eine rege Reisetätigkeit. In Leipzig, einem Zentrum des deutschen Buchhandels, erschien er regelmäßig bei den Buchmessen und knüpfte, anfangs noch über Vermittlung Wigands, wichtige Kontakte zu Buchhändlern und Literaten. Bei Ujvári findet sich der Hinweis, dass Heckenast bereits 1836 Mitglied des Leipziger Börsenverein der Buchhändler wurde¹³.

In seiner von Wigand übernommenen Buchhandlung in der prestigeträchtigen Váci Utca im Zentrum von Pest verlegte er sich zunächst – vielleicht auch durch die Erfahrungen seines Vorgängers vorsichtig geworden – auf den Vertrieb von Trivallliteratur. Daneben hatte er seit Beginn seiner Geschäftsführertätigkeit auch

11 Die gesellschaftlichen Spannungen setzten sich fort in der Gegensätzlichkeit zwischen der im Biedermeier beschworenen idyllischen Beschaulichkeit und dem gleichzeitigen Elend des Industrie-Proletariats.

12 So erschien in seinem Leipziger Verlag 1867 die heute kaum mehr auffindbare Erstausgabe von Karl Marx' erstem Band *Das Kapital*.

13 Hedvig Ujvári: *Gustav Heckenast*, S. 47.

dem Aufbau eines Antiquariats große Aufmerksamkeit gewidmet¹⁴. Dabei war er stets bestrebt, sein Sortiment zu erweitern und erwarb zu diesem Zweck auch günstige Restauflagen.

In der Literatur findet sich zuweilen die Feststellung, dass das ungarische Lesepublikum der damaligen Zeit anspruchslos und sein Geschmack wenig entwickelt war. Hier gilt es freilich zu bedenken, dass Ungarn ein Agrarstaat – die ‚Kornkammer‘ des Habsburgerreiches – mit ausgeprägt feudalistischen Strukturen war. Neigen solche schon an sich nicht zur Hebung des Bildungsstandards eines Volkes, so war auch der Unterricht ungarischer Schulkinder (die daheim natürlich überwiegend ungarisch sprachen) in deutscher Sprache nicht dazu angetan, aus ihnen lesende Erwachsene zu machen (von der kontraproduktiven schwarzen Pädagogik jener Jahre ganz zu schweigen!). Heckenast erkannte schon früh, dass die Entwicklung des ungarischen Lesepublikums auch hier ansetzen musste: Im Gebrauch ungarischer Schulbücher zur Förderung einer nationalen Lesekultur¹⁵, was natürlich nicht zuletzt auch seiner eigenen Branche zugute kommen würde.

3. Wechselhafte Verlagsgeschichte in den Jahren des Vormärz

Heckenast begann seine leitende Funktion als Buchhändler in politisch sehr unruhigen Zeiten. In einem Spannungsfeld zwischen dem Publikumsgeschmack einerseits und hohen persönlichen, auch politischen Idealen andererseits war er stets bestrebt, beidem nach Möglichkeit zu entsprechen. Der Publikumsgeschmack war ihm dabei keine fixe Größe, sondern etwas, das es zu entwickeln und zu formen galt. Ein Hindernis auf dem Weg dahin war auch der Umstand, dass Bücher für die breite Mehrheit der Bevölkerung aufgrund des geringen Lohnniveaus schlichtweg zu teuer waren. Um dennoch den Leserkreis zu erweitern, suchte Heckenast 1837 erfolgreich um die Erlaubnis an, eine Leihbücherei führen zu dürfen.

14 Er stand damit am Anfang einer zur Tradition gewordenen Entwicklung, die er nicht zuletzt mitbegründete. Noch heute ist Budapest ein wahres Mekka für Freunde antiquarischer Bücher.

15 Er nahm damit einige pädagogische Erkenntnisse über den Zusammenhang von Alphabetisierung und kultureller Bildung vorweg, die rund 150 Jahre später von Eric Donald Hirsch in seinem heftig diskutierten Buch *Cultural Literacy* (New York: Vintage Books, 1988, S. 93) formuliert wurden: „When two great standard literate languages (...) coexist inside a nation, neither can yield to the other except by strife or by vigorous intervention in the educational system.“

Allerdings gibt es Hinweise, wonach er bereits vor diesem Zeitpunkt eine Art halböffentliches Lesekabinett im Hinterzimmer seiner Buchhandlung betrieb¹⁶.

Schon im Jahr darauf, 1838, erfolgte ein schwerer geschäftlicher Rückschlag, als die Donau verheerend über die Ufer trat und auch die Läden in der Váci Utca vollständig überschwemmt wurden. Ein großer Teil der im Magazin gelagerten Bücher wurde dabei vernichtet. Heckenast und seine Mitarbeiter retteten sich der Überlieferung nach vom ersten Stock des Gebäudes in ein Boot, um sich in Sicherheit zu bringen.

Die darauf einsetzende Hilfswelle, derer sich Heckenast im Anschluss an den großen finanziellen Verlust¹⁷ erfreuen durfte, war wohl zu nicht geringem Teil seinem gewinnenden und jugendlichen Wesen geschuldet: Bei der bald nach der Überflutung stattfindenden Buchmesse in Leipzig fand er wohlwollende Unterstützer und in Ungarn selbst stellte ihm eine Gruppe von Schriftstellern ihre Werke unentgeltlich für ein sogenanntes ‚Überschwemmungsbuch‘ zur Verfügung (er hatte nur für die Druckkosten zu sorgen), mit einer ausdrücklichen Widmung „als freundschaftliches Geschenk an den Verlagsbuchhändler Gustav Heckenast.“¹⁸

Aber auch aus Wien, wohin er stets gute Kontakte pflegte und sich häufig aufhielt, kam tatkräftige Hilfe in Form literarischer Unterstützung: Dort war es dem Literaten und Historiker Johann Graf Mailath (1786–1855) gelungen, eine Anzahl arrivierter Schriftsteller für den ersten Jahrgang des *Iris*-Taschenbuchs zu gewinnen, wobei der Reinerlös wiederum Heckenast zugute kommen sollte. Mailath, der in den höchsten literarischen Kreisen Wiens verkehrte, war geborener Ungar, fühlte sich jedoch durch seine Bildung der deutschen Kultur zugehörig und stand als Kaisertreuer den revolutionären Strömungen in seinem Heimatland skeptisch gegenüber. Doch auch wenn er mit Heckenast, der diesen Strömungen einigen Raum in seinem Verlagsprogramm bot, politisch nicht einer Meinung war, war er doch wie dieser beiden Kulturen auch sprachlich auf das Engste verbunden.

Als literarischer Almanach sollte die *Iris* ein breites Publikum mit den besten Schriftstellern der Zeit vertraut machen. Das über einige Jahre erfolgreiche Kon-

16 Andrea Heckenast sprach im persönlichen Gespräch im Frühjahr 2010 davon, dass sich dieses hinter einem Vorhang versteckt befand.

17 Immerhin konnte von den durch die Überschwemmung beschädigten Büchern ein Teil getrocknet und als Grundstock für die neu gegründete (1839) Leihbibliothek verwendet werden.

18 Siehe auch Hedvig Ujvári: *Gustav Heckenast*, S. 47.

zept bestand aus einer Kompilation bisher unveröffentlichter Texte aus den Bereichen Lyrik und Prosa, wobei der Schwerpunkt auf Novellen lag. Zu den in der *Iris* veröffentlichten Schriftsteller zählten (u. a.) Eduard Bülow, Julie von Großmann, Walter Tesche, Adalbert Stifter, Betty Paoli, Eduard Duller und Franz Grillparzer, dessen Novelle *Der arme Spielmann* 1847 erstmals in der *Iris* veröffentlicht wurde.

Heckenast, der in wenigen Jahren vom Buchhändler zum Verleger gereift war, hatte sein Unternehmen bereits 1841 mit der renommierten, wirtschaftlich sehr erfolgreichen Druckerei Landerer fusioniert. Fortan war Ludwig von Landerer für alle drucktechnischen, Heckenast für alle kaufmännischen Belange des Verlagsgeschäfts zuständig. Dabei verband ihn mit Landerer über die Geschäftsbeziehung hinaus auch die kritische Geisteshaltung und eine ähnliche politische Einstellung. Beide waren auch stets an den neuesten technologischen Errungenschaften auf dem Gebiet des Buchdrucks und des Pressewesens interessiert und hatten bald nach der Fusionierung die erste Schnellpresse in Ungarn eingeführt. Dies mag darauf hindeuten, dass sich Heckenast schon in den frühen 1840er Jahren mit dem Gedanken an eine Zeitungsgründung trug und/oder auch bereits die sich durch eine Schnellpresse bietenden agitatorischen Möglichkeiten in Betracht zog.

Mit Landerer reiste er zum Zweck der Erkundung der neuesten Maschinen 1844 nach England, wo sie zweifellos auch mit der breiten Bürgerbewegung des Chartistismus und den ihn begleitenden politischen Gruppierungen in Berührung kamen.

Trotz politisch wie wirtschaftlich schwieriger Jahre war Heckenasts expansive Verlagspolitik von Erfolg gekrönt, nicht zuletzt aufgrund einer klugen Auswahl marktgängiger Autoren. Wenngleich er – natürlich auch im Hinblick auf den deutschsprachigen Markt – sehr viele deutsche Werke verlegte, legte er auch großes Augenmerk auf die Verbreitung und Förderung der ungarischen Literatur, indem er Werke von Károly Kisfaludy, Ferenc Kölcsey, Mór Jókai, Sándor Kisfaludy, Ferenc Deák, Miklós Jósika, und János Vajda herausbrachte. Ferner zählten zu seinem enorm umfangreichen Sortiment die beliebten Klassiker, Wörterbücher, Enzyklopädien, Kalender, naturwissenschaftliche Fachbücher, Gebet- und Schulbücher sowie Musikalien. Die Werke englischer und französischer Autoren bot er sowohl in der Originalsprache als auch in ungarischer und deutscher Übersetzung an. Seine auf Basis eines günstigen Subskriptionssystems geführte Leihbibliothek erreichte bereits in den frühen 1840er Jahren einen

Bestand von 9000 Bänden¹⁹ und war damit gewiss die größte derartige Institution des Landes. Daneben vertrieb er eine Anzahl unterschiedlichster Periodika, wobei das breite Spektrum von der Tagespresse und den Wochenblättern bis zu den Kalendern und Jahrbüchern reichte. Auch erkannte er früh den Wert eines regelmäßig erscheinenden bibliographischen Fachblattes für Buchhändler und Verleger und die erstmalige Gründung eines solchen im Jahr 1840 zählt zu Heckenasts bleibenden Verdiensten, auch wenn dieses erste ungarische Fachblatt der Buchbranche (von Heckenast natürlich auch zur Bewerbung eigener Produktionen verwendet) bereits 1845 wieder eingestellt wurde.

Landerer besaß neben der modernst ausgestatteten Druckerei auch eine Papiermühle, die technologisch bestens gerüstet war für die Herstellung feinsten Papiersorten, die in Ungarn im übrigen billiger produziert wurden als in Österreich oder Deutschland. Diese Länder waren gleichzeitig wichtige Absatzmärkte für Heckenast, der hier mit günstigeren Herstellungskosten als viele Konkurrenten punkten konnte. In dieser überregional orientierten Geschäftspolitik ist Heckenasts beeindruckender wirtschaftlicher Erfolg höchstwahrscheinlich eher begründet als im Geschäft mit schöngeistiger Literatur oder gar mit politischen Blättern.

Überregional orientiert war er aber auch was den kulturellen Austausch und die gegenseitige Befruchtung im Literaturbetrieb betraf. Er war einerseits in den deutschsprachigen Ländern ein unermüdlicher Botschafter ungarischer Literatur, andererseits war er auch sehr darum bemüht, österreichische und deutsche Autoren seinem ungarischen Lesepublikum näher zu bringen.

4. Die Zäsur des Jahres 1848

Mailath betreute die Redaktion der *Iris* von 1838 bis zum Revolutionsjahr 1848, danach wurde das Taschenbuch eingestellt, zum einen wegen der politischen Wirren, zum anderen weil die in ihren Anfangsjahren noch sehr wohlwollend rezensierenden Kritiker zuletzt immer verhaltener urteilten. Moniert wurde nicht zuletzt, dass der Almanach mehr und mehr zu einem Stifter-Jahrbuch geworden wäre, das außer Stifter²⁰ nicht mehr viel zu bieten hätte:

19 Wie aus einem bei Ujvári erwähnten, von Heckenast verfassten Anzeigentext hervorgeh., S. 54). Vgl. Ujvári: *Gustav Heckenast*, S. 54.

20 Stifters Erstveröffentlichung in der *Iris* (1842) trug den Titel *Feldblumen*.

man könnte (Stifter) als einen Stammhalter des Taschenbuchs ansehen; wenn alles andere mittelmäßig war, brachte das Taschenbuch wenigstens etwas von ihm, was sich über die Mittelmäßigkeit erhob²¹.

Indes wandelte sich der Zeitgeist rasch und die mehrheitlich liberal gesinnten und reformorientierten Kritiker konnten sich mit der beschaulichen Idylle, wie Stifter sie in seinen Novellen beschwor²², in der repressiven Zeit des Vormärz immer weniger anfreunden. 1847, ein Jahr nach der oben angeführten Kritik von Julius Seidlitz im *Humorist* (und nur wenige Monate vor der Märzrevolution von 1848), traf eine Rezension Heinrich Laubes Stifter anlässlich der Veröffentlichung seiner Novelle *Prokopius* direkt:

In der Phantasie eines solchen Dichters, dessen Virtuosität in Naturbeschreibungen besteht, sieht es aus wie in dem Gehirn eines Kuckucks: die ganze Welt ist nur Wald und Flur, Grashalm, Tautropfen und Johanniskäferchen ...²³

Da Stifter, nicht zuletzt aufgrund seiner eher anti-revolutionären Einstellung²⁴, in der Gunst der (zumeist pro-revolutionären) Kritiker nach 1848 weitgehend in Misskredit fiel, dürfte Heckenast mit der Einstellung der *Iris* die Zeichen der Zeit rechtzeitig erkannt haben. Stifter selbst war nach der gescheiterten Märzrevolution nach Linz übersiedelt. Das seit 1842 zunächst nur geschäftliche, schließlich freundschaftliche Verhältnis zu seinem Verleger Heckenast wurde durch Stifters politische Haltung einer ernsten Belastungsprobe ausgesetzt.

Heckenast hatte die Forderungen der liberalen Kräfte in Ungarn – nach einem ungarischen Staatsgrundgesetz und einer radikalen Änderung der Sprachpolitik, nach politischer Selbstbestimmung und industriellem Fortschritt – stets nach Kräften unterstützt und war dadurch, ähnlich wie einst Wigand, ins Fadenkreuz

21 Aus einer Rezension von Julius Seidlitz in: *Der Humorist*, Jg. 10, Nr. 284 vom 27. 11. 1846, S. 1142, zitiert nach Cornelia Blasberg: Adalbert Stifter und sein Verleger Gustav Heckenast. In: Monika Estermann und Michael Knoche (Hrsg.): *Von Göschen bis Rowohl: Festschrift für Heinz Sarkowski zum 65. Geburtstag*. Wiesbaden: Harrassowitz, 1990, S. 110.

22 Wobei nicht unerwähnt bleiben soll, dass in Stifters Idylle oft auch Bedrohliches mitschwingt.

23 Aus einer Rezension von Heinrich Laube in: *Der Humorist*, Jg. 11, Nr. 268 vom 9. 11. 1847, S. 1069, zitiert nach Cornelia Blasberg, *Adalbert Stifter und sein Verleger Gustav Heckenast*, S. 110.

24 Inwieweit da der Umstand hineinspielte, dass Stifter in seinen Wiener Jahren Privatlehrer des Sohnes von Fürst Metternich gewesen war, mag dahingestellt bleiben.

der Metternichschen Zensurbehörde gekommen. Selbst in Budapest konnte er sich selten unbeobachtet fühlen, umso mehr, als sich in seinem umfangreichen Verlagsprogramm auch die Schriften der Revolutionäre Lajos Kossuth und Sandor Petöfi fanden.

Peter Rosegger, der seinem Verleger Gustav Heckenast Jahre nach dessen Tod (1878) in seinen Lebenserinnerungen ein literarisches Denkmal gesetzt hat, beschrieb dessen geschäftliche Haltung und politische Einstellung mit folgenden Worten:

Da er die Rücksichten für das allgemeine Wohl denen seines Geschäfts vorzog, so war er hochgeachtet von den Großen des Landes, besonders von der freisinnigen Partei. [...]

Er protegierte mit Vorliebe die äußerste Linke und opferte auch hübsche Summen zur Erhaltung verschiedener Zeitungen, die er für diese Partei gegründet.²⁵

So zählte er etwa zu den tatkräftigsten Unterstützern des revolutionären Politikers und Rechtsanwalts Lajos Kossuth (1802–1894), dessen Zeitung *Pesti Hirlap* in Heckenasts Unternehmen gedruckt wurde. Ab 1845 gab er seine eigene, sehr erfolgreiche *Pester Zeitung* heraus, die er wiederum geschickt für die Bewerbung der von ihm verlegten Bücher und seiner Leihbibliothek zu verwenden wusste.

Im Frühjahr 1848 schließlich wurde in seinem Verlag das 12-Punkte-Programm – das die liberalen Forderungen zusammenfassend bündelte – gedruckt und an die Studenten verteilt, zu deren Sprachrohr der charismatische junge Dichter Petöfi (1823–1849) geworden war.

Zu diesem Zeitpunkt gäbe es bereits an allen Ecken und Enden des Kaiserreiches, wobei der aufkeimende Nationalismus eine nicht unwesentliche Rolle spielte. Doch noch waren die Forderungen, die mittlerweile trotz des Metternichschen Unterdrückungsregimes mit donnernder Lautstärke verkündet wurden, nicht primär von nationalistischen Motiven getragen. Die Arbeiter erhoben sich gegen die unhaltbaren Arbeitsbedingungen, die ihnen die Industrialisierung – die gleichzeitig die kleinen Handwerker an den Bettelstab gebracht

²⁵ Aus dem Essay *Mein Freund im Ungarlande*. In: *Meine Ferien*. Wien-Pest-Leipzig: Hartleben, 1896, S. 145 [5. Auflage].

hatte – zumutete, die Bauern strebten eine Erleichterung der an den Adel zu entrichtenden Abgabenlast an, die Bürger forderten politische Mitsprache, die liberalen Studenten die Abschaffung der klerikalen Bevormundung, die Journalisten, Schriftsteller, Drucker und Verleger die Pressefreiheit, und alle zusammen die Abdankung Metternichs.

Als dieser im März 1848, nach vierzigjähriger Dienstzeit vom Königshof rasch fallen gelassen, ins englische Exil aufbrach, schien für einen kurzen geschichtlichen Moment tatsächlich eine neue Ära anzubrechen. In Wien wurde der junge jüdische Arzt Adolf Fischhof zum gemäßigten Wortführer der revolutionären Bewegung, ähnlich wie zur gleichen Zeit Kossuth in Budapest.

Heckenast und Landerer, die im Zuge der Ereignisse quasi an vorderster intellektueller Front standen, überreichten den revolutionären Wiener Studenten zum Dank für ihren politischen Wagemut, für die „Vernichtung der freiheitsmörderischen Censur“ und die „Sprengung der Bande, unter welchen Österreichs Völker seufzten“ eine von beiden gespendete Fahne.²⁶

Doch rasch sollte sich zeigen, dass die von Heckenast, Landerer und vielen ihrer Mitstreiter herbei gewünschte Solidarität der Völker ausblieb. Zwar brachen 1848 europaweit soziale Unruhen und Aufstände aus, doch unter den Völkern des Kaiserreiches war die oberste Devise bald „Los von Habsburg“. Dabei dürfte das einigende Joch der Habsburger Monarchie wesentlich zum Aufkommen der nationalistischen Bewegungen des 19. Jahrhunderts beigetragen haben. Und noch etwas kam in diesem kurzen Frühling ans Licht der lang ersehnten Pressefreiheit: obszöne Polemiken gegen die emanzipatorischen Ziele radikaler Frauenvereine und antisemitische Druckschriften gegen die politische Gleichstellung jüdischer Mitbürger. Entsetzt von diesen und anderen Auswüchsen der Revolution gingen die gemäßigten Intellektuellen, die vordem die Abdankung Metternichs begrüßt hatten – wie Stifter und Grillparzer – schnell auf Distanz zu den revolutionären Massen.

Während man in Wien den Fehler machte, sich so lange von einer kopflosen Regierung (nach der Flucht Metternichs musste auch Kaiser Ferdinand abdanken) hinhalten zu lassen, bis die Bewegung – nicht zuletzt durch den Rückzug des

26 *Die Aula. Erinnerungs-Blätter für Studenten, Bürger und National-Garde*. Redigiert und herausgegeben von Albert Rosenfeld. Wien, 1848, S. 48, zitiert nach Klaus Amann: Stifter und Heckenast. Literarische Produktion zwischen Ästhetik und Ökonomie. In: *Jahrbuch des Adalbert-Stifter-Instituts des Landes Oberösterreich* 27 (1978), Folge 1/2, S. 48

Bürgertums – zersplittert war, hatten die revolutionären Ungarn die vorerst klügere Taktik gewählt und gleich selbst eine Regierung gebildet, der Kossuth, der hier als prägende Kraft wirkte, als Finanzminister angehörte.

Auf den unsicheren Sommer folgte im Jahr 1848 ein düsterer Oktober. In Wien wurden die letzten aufständischen Arbeiter und Studenten von der wieder erstarkten Armee niedergeschlagen. Der gemäßigte Adolf Fischhof kam ins Gefängnis, Hans Kudlich, der besonders die Anliegen der Bauern vertreten hatte, floh ins Ausland. Nur wenige Tage nach der Hinrichtung der radikalen Wortführer der Revolution – unter ihnen auch der Wiener Journalist Hermann Jellinek – bestieg der junge Kaiser Franz Joseph den Thron. Er sollte die in ihn gesetzten Hoffnungen der Konservativen nicht enttäuschen.

Im darauf folgenden Sommer ging Fürst Windisch-Grätz mit dem von ihm geführten Heer mit äußerster Härte gegen Ungarn vor. Zwar konnten sich die revolutionären Ungarn noch einige Monate behaupten, doch als Russland auf Seiten der Habsburger in den Konflikt einstieg, blieb Kossuth nur mehr die Flucht. Petöfi, dessen Leichnam nie gefunden wurde, wurde vermutlich im Juli 1849 in der Schlacht von Schäßburg (Siebenbürgen) getötet.

In seinem erhellenden und wohltuend kritisch geschriebenen Beitrag *Stifter und Heckenast. Literarische Produktion zwischen Ästhetik und Ökonomie* erwähnt Klaus Amann, dass Heckenast 1848/49 Schriften in ungarischer Sprache herausgab: „Wenn man bedenkt, dass bei den südosteuropäischen Völkern für die Herausbildung einer nationalen Identität die Literatur eine ungleich größere Rolle spielte als etwa bei den Völkern im Westen Europas, so kann die politische Bedeutung der verlegerischen Aktivitäten Heckenasts gar nicht überschätzt werden.“²⁷

Nach der Niederschlagung der Revolution führten diese verlegerischen Aktivitäten Heckenasts allerdings zu unerfreulichen Konsequenzen: Sowohl ihm als auch Landerer wurde aufgrund der Tatsache, dass sie die ungarische Revolution unterstützt hatten, der Prozess gemacht. Dieser zog sich über mehrere Jahre hin und im Zuge dessen kühlte das Verhältnis zwischen beiden merklich ab. Zwar konnte in beiden Fällen eine drohende Gefängnisstrafe abgewandt werden, doch Landerer zog sich in der Folge mehr und mehr aus dem Geschäftsleben zurück.

27 Klaus Amann: *Stifter und Heckenast*, S. 48.

Es ist anzunehmen, dass die Erfahrungen des Ungarn-Aufstands bei Heckenast zu einer gewissen politischen Ernüchterung führten. Er konzentrierte sich nun fast ausschließlich auf das verlegerische, literarische und publizistische Tagesgeschäft. Daneben war er noch in anderen Geschäftszweigen aktiv, so etwa als Weinhändler und Immobilienbesitzer.

5. Heckenast und Stifter

Zwischen Heckenast und Stifter (1805–1868) entstand trotz mancher Gegensätzlichkeit über die Jahre ein freundschaftliches Band, zählte der Autor doch zu den Liebblingsschriftstellern des Verlegers. Ihre Zusammenarbeit hatte 1842 mit Stifters in der *Iris* veröffentlichten Erzählung *Feldblumen* begonnen und hatte sich in den folgenden Jahren intensiviert²⁸. In dieser Zeit wurde Stifter zu einem der meistgelesenen Schriftsteller Österreichs. Neben der politischen Einstellung (Stifter hatte sogar mehrfach in der *Linzer Zeitung* Stellung gegen die ungarische Revolution bezogen) gab es auch in monetärer Hinsicht Unterschiede: Während es der geschäftstüchtige Verleger zu außerordentlichem Wohlstand brachte, zerrann dem an sich durchaus gut verdienenden Stifter das Geld buchstäblich zwischen den Händen, was dazu führte, dass er bei seinem Verleger chronisch verschuldet war. Hinzu kam, dass Stifter nur selten seine Manuskripte fristgerecht ablieferte und Heckenast mitunter mit jahrelanger zermürender Hinhaltetaktik qualte.

Doch sein Verleger war in seiner Haltung vom Glauben an Stifters Werk durchdrungen und hielt seinem Autor auch dann die Treue, als die Verkaufszahlen rückläufig wurden und die Kritiker sich von Stifter mehrheitlich abwandten. Eine kritische Abwendung übrigens, die auf literatursoziologische Fragen nach der gesellschaftlichen Bedingtheit von Kulturkritik generell verweist, wie sie etwa Raymond Williams in seinem Werk *Innovationen. Über den Prozesscharakter von Literatur und Kultur*²⁹ behandelt, die hier zu verfolgen allerdings den gegebenen Rahmen sprengen würde.

28 Um nur einige Werke aus Stifters früher Schaffensperiode zu nennen: 1844 erschienen bei Heckenast Stifters Beiträge zu dem von ihm redigierten Sammelband *Wien und die Wiener* sowie die Erzählung *Brigitta*, 1845 erschienen die Novellen *Der Hagestolz* und *Der Waldsteig*, 1846 *Der beschriebene Tännling*, 1847 *Der Waldgänger* und 1848 seine Erzählung *Prokopus*, der die Kritiker bereits skeptisch gegenüberstanden.

29 Frankfurt/Main: Syndikat, 1977, S. 169 f.

Stifter war zwar gewiss kein Freund Metternichs, aber der Gedanke an Revolution, Chaos und Umsturz vertrugen sich schlecht mit Stifters ‚sanftem Gesetz‘ edler Sittlichkeit als dem Maß aller Dinge (auch wenn gerade er, der Dichter des Maßhaltens, eben dieses nicht konnte). Dem von den Ereignissen zutiefst enttäuschten Verleger schrieb er, just als Ungarn durch den Feldzug von Windisch-Grätz in Bedrängnis geriet, am 6. März 1849: „Das Ideal der Freiheit ist auf lange Zeit vernichtet, wer sittlich frei ist, kann es staatlich sein, ja ist es immer, den andern können alle Mächte der Erde nicht dazu machen. Es gibt nur eine Macht, die es kann: Bildung.“³⁰ Bildung, speziell die Volksbildung, war in der Tat ein Anliegen, das beide Männer zutiefst einte. Stifter, der Maler-Dichter, galt auch als hervorragender Pädagoge und war im Schuldienst tätig, und auch Heckenast verfolgte im Laufe seiner Karriere immer wieder genuin volksbildnerische Absichten. So begegneten sie einander einerseits in ihren aufklärerischen Idealen, andererseits an der gemeinsamen humanistischen Orientierung am Schönen, Guten und Wahren (zu einer Zeit, als diese Orientierung bereits obsolet zu werden drohte).

6. Rückzug aus dem Verlagsgeschäft

Der österreichisch-ungarische Ausgleich von 1867 reformierte auch die Sprachpolitik. Seit der Niederschlagung der Revolution hatten sich ungarische Publikationen immer größerer Beliebtheit erfreut. Besonders erfolgreich war Heckenast mit dem *Illustrierten Wochenblatt* (*Vasárnapi Ujság*), einem Familienblatt mit breitem Themenspektrum, das seit 1854 in Budapest erschien und großen Absatz fand. Daneben publizierte er noch Sonntagsblätter und Zeitschriften mit eher literarischem Anspruch.

Nach Stifters Tod (1868) begann Peter Rosegger, selbst ein großer Verehrer des Dichters, mit dem Verleger zu korrespondieren, zunächst um eine Spende für Stifters Grab zu bitten. Daraus entspann sich bald eine innige Freundschaft, die bis zu Heckenasts Tod (1878) währte. In Rosegger fand er gewissermaßen einen Ersatz für den verstorbenen Dichter-Freund und teilte gleichzeitig seine Verehrung für diesen. Rosegger wiederum fand in Heckenast einen aufmerksamen

30 Zitiert nach Franz Baumer: *Adalbert Stifter*. München: C.H. Beck, 1989.

Leser, Kritiker, Förderer und Verleger, denn schon bald erschienen seine ersten längeren Erzählungen³¹ bei Heckenast in Budapest.

1873 verkaufte Heckenast sein Geschäft an die Franklin-Gesellschaft und zog sich auf sein Stadtpalais in Pressburg zurück, wo er das G. Heckenast Verlags-Comptoir gründete und eine Anzahl von Werken in deutscher und ungarischer Sprache vertrieb, die er sich beim Verkauf der Firma einbehalten hatte. So konnte er sich im Herbst des Lebens endlich voll und ganz jener Literatur widmen, die ihm stets besonders am Herzen gelegen hatte: der Belletristik.

An dem Umstand, dass diese bis heute am österreichischen Buchmarkt hinter Sachbüchern rangiert, trägt auch ‚die rigorose Zensur schuld, die das Verlegen schöngestiger Literatur zum Risiko machte‘.³² Dieses Zitat aus der zweibändigen Österreichischen Verlagsgeschichte von Murray G. Hall (1985) traf ganz besonders auf die österreichischen Verleger und Schriftsteller der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu.

In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte sich Heckenast intensiv mit Stifters *Nachsommer*. Nachdem sich dieser als praktisch unverkäuflich erwiesen hatte, ging der Verleger selbst daran, ihn zu kürzen, da selbst wohlmeinende Stifter-Freunde den Roman als etwas langatmig empfanden. Auch wenn das Ergebnis umstritten ist (und längst rückgängig gemacht wurde), verdankt sich das bleibende Interesse an diesem österreichischen Dichter nicht zuletzt auch dem hartnäckigen und selbstlosen Einsatz seines Verlegers. Als sich dieser nach Pressburg zurückzog, schrieb er an Rosegger: „Wenn auch jenes hohe Ideal Stifters in meinem Hause freilich nur eine sehr geringe Ähnlichkeit finden wird, aber ein ‚Nachsommer‘ [...] um auf meine noch übrigen Lebensjahre einen freundlichen Schimmer zu werfen, soll es doch werden.“³³

31 1874: *Die Schriften des Waldschulmeisters*, 1877: *Waldheimat*.

32 Zitiert aus: <http://verlagsgeschichte.murrayhall.com> [28. 6. 2011].

33 Datiert den 28. Mai 1873 (Pest) in: Franz Haslinger: *Peter Rosegger als Herold Adalbert Stifters. Festschrift zum 150. Geburtstag von Adalbert Stifter*. Graz: Stransky, 1955, S. 36.

Maria Rózsa:

Die Geschichte der Pester Druckerei von
József Beimel und Vazul Kozma.

Mit besonderer Berücksichtigung der deutschsprachigen
Druckwerke 1830–1864.

Die Bearbeitung des ungarischen Buchwesens des 19. Jahrhunderts, die Buchdruckergeschichte mitinbegriffen, weist manche Lücken auf. Neben Aladár Ballagis zusammenfassender Arbeit¹ gibt es keine modernere mehr, außer der Universitätsdruckerei² wurde keine Pest-Budaer Druckerei des 19. Jahrhunderts monographisch dargestellt. Deshalb entschloss ich mich zuerst zur Bestandsaufnahme der Druckwerke einer kleineren, jedoch bekannten Pester Druckerei, der Beimelschen Druckerei, später zur Darstellung der Ergebnisse meiner Forschungen. Meine Arbeit wird in der von der Széchényi-Nationalbibliothek herausgegebenen Serie „Nemzeti Téka“ erscheinen.

József Beimel ist am 11. März 1789 als Sohn eines Drehermeisters in Komárom geboren. Die Handwerk eines Druckers erlernte er in der Universitätsdruckerei. In der zweiten Hälfte der 1810er Jahre arbeitete er in der Druckerei seines Onkels, Orbán Grün in Szeged. Grün war mit Beimels Arbeit so zufrieden, dass er seine Stieftochter, Eleonóra Borbála Grün ihm zur Frau gab. Mit ihr erhielt Beimel eine reiche Mitgift von ihm, nämlich 1820 eine für ihn eingerichtete Druckerei in Esztergom (Gran). Nach dem Tode seiner Frau heiratete Beimel

1 Aladár Ballagi: *A magyar nyomdászat történelmi fejlődése* [Die historische Entwicklung des ungarischen Druckwesens]. 1472–1877. Budapest: Franklin, 1878.

2 István Käfer: *Az Egyetemi Nyomda négyszáz éve 1577–1977* [Vierhundert Jahre Universitätsdruckerei 1577–1977]. Budapest: Magyar Helikon, 1977; *A Királyi Magyar Egyetemi Nyomda története 1577–1927* [Geschichte der kön. Ungarischen Universitätsdruckerei 1577–1927]. Szerk. [Red.] Czákó Elemér. Budapest: Egyetemi ny., [1927].

1829 wieder, und zwar Franciska Patzkó, die Tochter der verwitweten Druckereihinhaberin, Frau Jozefa Patzkó und übernahm 1829 die Druckerei von Ferenc József Patzkó in der Zöldkert (heute: Reáltanoda) Straße in Pest. Danach überlegte er seine Tätigkeit nach Pest, seine Esztergomer Druckerei behielt er weiter, bloß entwickelte sie sich nicht mehr, bis er sie 1855 schließlich verkaufte.³ Beimels Unterstützer war schon während seiner Esztergomer Jahre Kardinal Sándor Rudnay, der in seinem Diplom vom 16. Oktober 1821 Beimels Titel „k.k. privilegierter Drucker“ mit dem Attribut „Primatialbuchdrucker“ ergänzt hatte. So gehörten zu den ersten Bestellern des jungen Druckers der Primatialhof, der Klerus, das Komitat und die Stadt Esztergom.⁴ Seiner Druckerei schloss Beimel 1827 eine Buchhandlung sowie eine Buchbinderei an und vermehrte dadurch sein Einkommen.

Am 29. Juli 1828 richtete Beimel ein Schreiben an den Stadtrat von Pest mit der Bitte, eine Druckerei zu gründen. Seine an den Statthalterrat weitergerichtete Bitte wurde mit der Begründung abgewiesen, dass die Zahl der Pester Druckereien genug sei, es sei unnötig sie zu vermehren; die schon vorhandenen könnten der Arbeit vollständig nachkommen. Károly Firtinger, selber ein Drucker und Verfasser der Geschichte einer Etappe des ungarischen Druckwesens ist der Meinung, dass Beimel seine Pester Druckerei 1830 eingerichtet hatte.⁵

Beimel wurde im Laufe der Jahre vom Statthalterrat mehrmals aufgefordert, sein Privileg vorzuweisen, er weigerte sich aber zu gehorchen. Dieser Umstand und seine schlechte materielle Lage zwangen ihn dazu, am 12. Dezember 1844, mit Vazul Kozma, einem Pester Papierhändler, einen Gesellschaftsvertrag abzuschließen und die Hälfte der Druckerei ihm zu übergeben. Kozma führte 10 Jahre lang die Druckerei selbstständig, während dieser Zeit gehörte die Hälfte der Druckerei Beimel und seiner Frau. Kozma als Pächter musste ihnen 6% Zinsen zahlen, aus dem Gewinn jährlich je 10 Stück Goldmünzen, und in den darauffolgenden Jahren, zwanzig, dreißig, vierzig und fünfzig Goldmünzen. Vazul Kozma konnte aber der Druckertätigkeit bloß geheim nachgehen, da die Druckerei auf Beimels

3 Károly Firtinger: *Ötven esztendő a magyarországi könyvnyomtatás közelmúltjából* [Fünfzig Jahre aus der jüngeren Geschichte des ungarischen Buchdruckes]. Budapest: Kiadja a Könyvnyomdászok Szakköre, 1900, S. 45–46.

4 Adolf Sennovitz: *Esztergom könyvnyomdászatának története*. [Die Geschichte des Druckwesens von Esztergom]. In: *Magyar Nyomdászat* März 1895, S. 38.

5 Károly Firtinger: *Két régibb fővárosi nyomda* [Zwei ältere hauptstädtische Druckereien]. In: *Grafikai Szemle* 1892, Nr. 4, S. 56–57.

Namen lautete. Der Gerichtshof der Stadt Pest veranlasste inzwischen ein Konkursverfahren gegen Kozma. Der Vertrag von Beimel und Kozma wurde wegen der nicht vorgewiesenen Dokumenten vom Statthalterrat nicht bestätigt und der Stadtrat aufgefördert, die Druckerei zu schließen.⁶

„Beimel war kein Drucker von großem Stil wie Lajos Landerer oder der jung verstorbene János Tamás Trattner. Ihn motivierte hauptsächlich der momentane Geschäftsgewinn“. – schreibt László Novák.⁷ Der Vorteil der Beimelschen Druckerei war, dass sie mit ihren schlecht bezahlten Angestellten die Druckwerke sehr billig herstellen konnte. Péter Pogány nennt ihn sogar einen „Gesellenschinder“.⁸ Neben zwanzig Gehilfen hielt er achtzehn Lehrjungen, die er bis spät abends arbeiten ließ, ihre Versorgung war spärlich, ihr Massenunterkunft ein regelrechtes „Schwindsuchtsnest“.⁹ Wegen der schlechten Behandlung flüchteten viele Lehrjungen von Beimel. Es waren Anekdoten im Umlauf, wie oft Beimel trotz seiner Habsucht hineingelegt wurde. Um 1836 redete ihm z.B. ein Drucker namens Platzer ein, dass die im Ausland schon recht verbreiteten Schnellpressen aus Eisen nichts wert seien, da sie die Buchstaben „aufaßen“. Er bot ihm an, anstelle der eisernen Presse eine aus Holz anzufertigen, die die Buchstaben nicht kaputt machen würde. Beimel bezahlte ihm dafür 4000 Forint in Teilbeträgen, als aber die Maschine ausprobiert wurde, zerfiel sie.¹⁰

Beimel nahm Kozma also als Geschäftspartner zu sich, weil seine Schulden immer größer wurden und Kozma als Papierwarenhändler sein Hauptkreditgeber war. Firtinger beurteilte Vazul Kozma sehr positiv und hielt ihn für einen guten Patrioten, ein angesehenes Mitglied des hauptstädtischen Bürgertums. Kozma versuchte der Druckerei einen neuen Schwung zu geben, die veralteten Holzpressen tauschte er gegen zwei Schnellpressen aus und erneuerte den Buchstabenbestand.¹¹ Da Kozma kein Privileg besaß, konnte er seinen Namen nur ab 1848,

6 22. Mai 1849 Archiv der Hauptstadt 10.552 Miss IV.1202/G

7 László Novák: *A nyomdászat története* [Geschichte des Druckwesens]. [Budapest]: Világosság ny., 1928, S. 20. (Grafikai művészetek Könyvtára Bd. 5).

8 Péter Pogány: *A magyar ponyva tüköre* [Der Spiegel der ungarischen Kolportage]. Budapest: M. Helikon, 1978, S. 300.

9 Péter Pilinyi: *A magyar nyomdászat úttörői a XIX. században* [Die Wegbereiter des ungarischen Druckwesens im 19. Jahrhundert] Budapest Pátria ny. 1994, 15 = Pátria könyvek, weiterhin Novák, Geschichte, S. 21.

10 Novák, Geschichte, S. 21–22.

11 Árpád Kertész: *A nyomtatott betű története és útja Magyarországon* [Geschichte und Weg des gedruckten Buchstabens in Ungarn]. Budapest, 1941, S. 255.

nach Aufhebung des Statthalterrats im Impressum seiner Ausgaben angeben, später kam auch Beimels Name auf den Ausgaben der Druckerei wieder vor, da er ein Anteilsrecht an der Druckerei weiterhin behielt. Nach der Niederschlagung des ungarischen Freiheitskampfes, in den Jahren der Unterdrückung tat Kozma viel für die Publikationsmöglichkeiten ungarischer Schriftsteller.

Mit der Aufhebung der Zensur wuchs 1848–49 die Zahl der Produkte der Druckerei, besonders die der raschen Information der Leser dienenden, meist kurzlebigen Zeitungen und Kleindrucke an.

Den Buchstabenbestand kaufte Beimel am Anfang sicherlich von der Universitätsdruckerei an, wie die Mehrheit der Druckereien. Zu ihr hatte Beimel offenbar gute Beziehungen.¹² Beimel ließ sein Buchstabenmusterbuch 1847 erscheinen¹³, aus dem wir ein Bild über die Quantität und Qualität der für den eigenen Bedarf und für den Verkauf bestimmten Buchstaben gewinnen können. Buchstaben für die gotische Frakturschrift besaß die Druckerei schon früh, ab 1830; 1832 wurde eine griechische Grammatik gedruckt. Mit kyrillischen Buchstaben wurde 1837 zum ersten Mal das Blatt *Serbske Narodnij List* gesetzt, dem folgten andere Ausgaben in serbischer Sprache. Die Druckerei druckte viele fremdsprachige (deutsche, lateinische, slowakische, serbische und rumänische) Texte. Die Existenz der Druckerei sicherten vor allem die in großer Auflagenzahl gedruckten offiziellen Mitteilungen (meist Kleindrucke), weiterhin die hier gedruckten Periodika; die ständigen Besteller waren die katholische Kirche, das Nationaltheater und Dissertanten.

Während der Existenz der Beimel-Kozma-Druckerei wurden hier 1543 Bücher und Kleindrucke, 82 Periodika und 923 Theaterzettel gedruckt. Einen großen Anteil der Presseprodukte machen universitäre Arbeiten (größtenteils medizinische) aus, infolge der billigen Preise der Druckerei war sie für die Studenten erschwinglich. Neben den Dissertationen machten einen großen Teil der Produktion Presseerzeugnisse zu kirchlichen Zwecken aus (Gebet- und Gesangbücher, für kirchliche Behördenträger zu bestimmten Anlässen entstandene Begrüßungs-, Trauerreden und -gedichte), die infolge der guten Beziehungen

12 Éva Tapolcainé Sári Szabó: Esztergom nyomdászata. Beimel József nyomdájának tevékenysége 1820 és 1849 között [Das Druckwesen von Esztergom. Die Tätigkeit der Druckerei von József Beimel zwischen 1820 und 1849]. In: *Esztergom évlapjai – Annales Strigoniensis* 1988, S. 254.

13 *Mutatvány Beimel J. és Kozma Vazul betű- és stereotyp-öntőjéből* [Muster aus der Buchstaben- und Stereotypgießerei von J. Beimel und Vazul Kozma]. Pest, 1846.

Beimels zu katholischen Geistlichen zustande kommen konnten. Von 1841 an, aber ab dem 7. März 1847¹⁴ bis April 1848 schon vertragsgemäß druckte Kozma alle Theaterzettel und Plakate des Ungarischen Nationaltheaters, die einen beträchtlichen Anteil an den Produkten der Druckerei ausmachten und eine ständige Einnahmequelle bedeuteten.

Den größten Teil der in der Druckerei gedruckten deutschsprachigen Periodika (von 82 waren 20 deutschsprachig) machen kurzlebige 1848/49er Neugründungen wie *Der Volksfreund* (Juni–Nov. 1848), *Die Morgenröthe* (März 1848), *Der ungarische Israelit* (Apr. bis Sept. 1848), *Das junge Ungarn* (April 1848), *Der Patriot* (Juni–Aug. 1848), oder die zwei Nummern im September 1848 von *Közlöny des Teufels. Officielles Amtsblatt der Hölle* [Mitteilungsblatt des Teufels] mit aus zwei Sprachen gemixten Titel. Erwähnenswert ist noch die von Mai bis Sommer von Eduard März, dem Setzer in der Druckerei von Vazul Kozma herausgegebene *Erste [zweite... usw.] grosse Versammlung der Spatzen und anderer Vögel in Buda-Pest*, wegen der er zu zwei Jahren Schanzarbeit verurteilt wurde, weil er in seinem Witzblatt die Kamarilla und die österreichische Armee verspottete. Von 1850 bis 1860 wurde hier das *Pesther Localblatt*, 1858–1859 das wöchentlich herauskommende Fachblatt *Zeitung für Landwirthe* gedruckt. Bedeutend ist die als ein Sprachrohr der Reformgedanken von 1842 bis 1849 erschienene Zeitschrift *Der Ungar. Zeitschriftliches Organ für magyarische Interessen, für Kunst, Eleganz, Literatur, Theater und Mode*, die von 1846 bis zur Einstellung des Blattes bei der Beimelschen Firma gedruckt wurde.

Unter den monographischen Werken, die in der Druckerei auf deutsch gedruckt wurden, befinden sich mehrere Fachbücher (Architektur, Medizin, Landwirtschaft, Ökonomie, Pädagogik, Recht), Grammatiken, Schulbücher, landeskundliche Werke, Jahresberichte verschiedener Schulen, Theaternalmanache, Kalender, Libretti, Vereinsstatuten, Adressbücher sowie Bücherverzeichnisse. (Die Theaterzettel für das Nationaltheater waren alle ungarischsprachig.) Die deutschen Kleindrucke sind meist Gedichte, Predigten und Reden aus bestimmten Anlässen. Hervorragend für diese Gattung sind die Jahre 1848–49, da die sich schnell wandelnden Ereignisse im Interesse der raschen Information der Einwohner der Stadt das Zustandekommen Flugblätter politischen Inhalts (z. B. für und gegen die Emanzipation der Juden) begünstigten und notwendig machten.

14 Széchényi-Nationalbibliothek, Handschriftensammlung, Analecta 11231.

Erwähnt werden kann ein kleines Buch des Ökonomen, Statistikers und liberalen Politikers Eduard Horn (eigtl. Eichorn 1825–1875) unter dem Titel *Grundprinzipien einer geläuterten Reform im Judenthum*. Er war Redakteur der Zeitschrift *Der ungarische Israelit*, 1849 war er als israelitischer Feldgeistlicher tätig, nach 1850 zog er in die Emigration. Horn lebte in Leipzig, Brüssel und Paris, wo er Mitglied der „Société d'économie politique“ und Redakteur der Wirtschaftsrubrik des *Journal des Débats* war. Er kehrte erst 1869 nach Ungarn zurück und redigierte bis 1871 die Zeitung *Neuer Freier Lloyd*.

Wenn wir die deutsche Belletristik, die bei Beimel-Kozma gedruckt wurde, in Betracht ziehen, müssen wir feststellen, dass kein Werk deutscher Klassiker in der Druckerei hergestellt wurde. Der einzige Roman in deutscher Sprache, der erwähnt werden kann ist *Moderne Liebe* (In diesem Falle war der Verleger und der Drucker Beimel) von Julian Chownitz (1814–1888), der als Sohn eines kaiserlichen Offiziers ein abenteuerliches Leben führte und an vielen Orten in Deutschland als Journalist tätig war. Er kam nach der Märzrevolution nach Ungarn und gab hier die Zeitung *Opposition* heraus. Chownitz folgte den ungarischen radikalen Politikern, er glaubte aber nicht an den Erfolg des revolutionären Widerstandes. Als Jelačićs Truppen sich näherten, floh er am 25. September 1848 nach Wien, wo er ein Blatt unter demselben Titel gründete. Nach der Wiener Revolution zog er nach Böhmen um. Es ist zwar eine Übersetzung, aber 1848 erschien eine Auswahl der Gedichte von Georg Herwegh *Gedichte eines Lebendigen* in freier Übersetzung von Ernő Magos (?–1855) bei Beimel.

Zur kulturhistorischen Bedeutung der Druckerei gehört die auf Initiative des „größten Ungars“, des Grafen István Széchenyi, ins Leben gerufene Zeitschrift *Jelenkor* [Gegenwart] (1835–1837) mit ihrem Beiblatt *Társalkodó* [Gesellschafter]. Hier wurde das bedeutende landwirtschaftliche Fachblatt *Magyar Gazda* [Der ungarische Landwirt] (1845–1847), gleichfalls von Széchenyi angeregt, gedruckt. Das erste Organ der Pressefreiheit, die radikale Zeitung *Marczius Tizenötödike* [Der 15. März] war ebenso ein Produkt der Beimelschen Druckerei. *Kossuth Hirlapja* [Kossuths Zeitung] wurde vom 1. Juli bis 31. Dezember 1848 bei Kozma gedruckt. Nachdem der Buchhändler Gustav Emich 1846 das Ausgaberecht von Petöfis *Gesammelten Gedichten* gekauft hatte, gab er sie unter dem Titel *Petőfi összes költeményei* 1847 in einem als literarisches Ereignis und antiquarische Rarität geltenden Band heraus, der bei Beimel gedruckt wurde und der Petöfis Stahlstich vom damals vielbeschäftigten Kupferstecher József Tyroler (1822–1869) enthielt.

Hervorzuheben sind aber die schönsten Druckwerke, die Meisterwerke der Druckerei, da der größte Teil der Produkte von anspruchsloser Ausstattung war, möchte ich auf diese drucktechnische Prachtwerke näher eingehen. Den Höhepunkt bildet die Faksimile-Ausgabe des sog. Érdy-Kodex (benannt nach dem Historiker János Érdy (bis 1847 Luczenbacher), der ihn zum ersten Mal mit Anmerkungen versehen veröffentlichte. Das Buch erschien im katholischen Buchverlag Szent István 1857 in einer sehr kleinen Auflagenzahl. Die Vielfalt der Buchstabentypen, der Farbdruck, die Illustrationen (teils nach den Wandgemälden von Moritz von Schwind auf der Wartburg angefertigte Stahlstiche) beweisen, welche technische Entwicklung die Druckerei gemacht hatte. Ein Album *Magyar hajdan és jelen, élethü rajzolatokban* [Ungarns Vergangenheit und Gegenwart in lebensstreuenden Darstellungen des Malers, Lithographen, Erfinders, Honved-Oberstleutnants und Reisenden Miklós Szerelmey (1803–1875) soll unbedingt erwähnt werden. Diese Themen, Gestalten und Schauplätze der ungarischen Geschichte meist in Farbdruck darstellende Ausgabe gilt als ein Musterbuch der verschiedenen lithographischen Verfahren, ihr Titelblatt wurde in mehreren Farben (darunter auch Gold) gedruckt (1847).

Unter den Periodika sollte die zwischen 1846 und 1848 herausgegebene Zeitschrift *Magyarföld és népei eredeti képekben* [Das Ungarland und seine Völker in originellen Bildern], mit kolorierten Lithographien der Volkstrachten reich illustriert, erwähnt werden. Der Redakteur war der Dichter Imre Vahot, zu den Mitarbeitern gehörten János Luczenbacher, der Statistiker Elek Fényes und Imre Henszlmann.

Über die Umstände der Einstellung der Druckerei können wir von Firtinger etwas erfahren. Beimel zog sich gegen Ende der 1850er Jahre zurück, die Firma wurde erst 1862 unter Kozmas Namen eingetragen. Zu dieser Zeit war er auch materiell ruiniert, 1864 wurde ein Konkursverfahren gegen das Geschäft initiiert. Das letzte Produkt der Druckerei erschien 1864. Die Maschinen der Druckerei wurden aber gerettet. Am 13. März 1864. wurde die Ausstattung der Druckerei von Adolf Érkövy, landwirtschaftlichem Fachautor, Herausgeber der landwirtschaftlichen Zeitschrift *Magyar Gazda*, Károly Galgóczy, Advokaten, Landwirt und dem Drucker Sándor Kocsi angekauft, und die Druckerei noch mehrere Jahre hindurch betrieben.¹⁵

15 József Szinnyei: *Magyar írók élete és munkái* [Leben und Werke ungarischer Schriftsteller]. Bd. 2. Budapest 1893, Sp.1422.

Kozma starb in völliger Armut am 23. September 1876 im St. Rochus-Spital. Beimels Todesjahr ist leider unbekannt. Im Biographischen Index des Petöfi-Literaturmuseums steht soviel, dass er nach 1856 gestorben sein könnte. In der Plakat- und Kleindrucksammlung der Széchényi-Nationalbibliothek wird die Todesanzeige von Beimels Frau, geb. Fanni Patzkó, aufbewahrt, sie ist 1885 im 79. Lebensjahr als Witwe gestorben, um sie trauerten nur ihre Geschwister, sie hatte keine Nachkommen. Was mit Beimels Tochter aus der ersten Ehe, Johanna, geschah, wissen wir nicht. Ungeklärt ist noch, was aus der Einrichtung der Druckerei wurde.

Die Tätigkeit der von József Beimel 1830 gegründeten und von 1844 bis 1864 gemeinsam mit Vazul Kozma geführten Druckerei hing mit dem kulturellen Leben der Hauptstadt eng zusammen und ist deswegen als ein organischer Bestandteil der ungarischen Kulturgeschichte zu betrachten. Zwar kann eine Druckerei die Kultur weder gestalten, noch beeinflussen, doch trifft diese allgemein verbreitete Feststellung meines Erachtens auf den ungarischen Vormärz, die sog. Reformperiode bzw. die darauffolgende Revolution und die Niederschlagung des Freiheitskampfes nicht zu. Während der Bestrebungen um Modernisierung und notwendige bürgerliche Reformen in Ungarn hatte jede öffentliche Betätigung, besonders die einer Druckerei, die mit der für die Beeinflussung der Öffentlichkeit gebrauchten Herstellung der in gedruckter Form ausgedrückten Gedanken verbunden ist, ein besonders großes Gewicht. Was, in welcher Sprache in einer Druckerei unter diesen Umständen gedruckt wurde, galt schon als eine politische Stellungnahme. Die Beimel-Kozma-Druckerei unterstützte durch die hier gedruckten Presseerzeugnisse die ungarischen Reformgedanken, und nach der Niederschlagung des Freiheitskampfes, in den 1850er Jahren, in der Zeit der neoabsolutistischen Unterdrückung förderte sie die Publikation ungarischer Schriftsteller und trug somit zum Wiedererwachen des ungarischen kulturellen Lebens bei.

Anja Dular:

Lost and Found: Books from the Former Library
of Jernej (Bartholomäus) Kopitar.

On May 8, 1880, the 48th Assembly of *Slovenska matica* (Slovene culture and scientific Society) decided to publish a detailed monograph on Jernej Kopitar's life and work. Published after the celebration of the one hundredth anniversary of the birth of this prominent Slavist (1880), *Kopitarjeva spomenica* (Kopitar's Memorial) also describes the unveiling of a memorial plaque in Repnje.¹ A century later, Kopitar's life and work were presented by Jože Pogačnik in the *Znameniti Slovenci* (Prominent Slovenes) book collection. And while Pogačnik's assertion in 1977 that Kopitar was generally insufficiently known² was more or less true at that time, the situation has changed since then. In the past decade and a half several conferences have been held to examine the man and his work, focusing largely on his contribution to Slavic studies, literature, and library science.³ After Kopitar's sudden death in 1844 his private library was given over to the Lyceum Library in Ljubljana and we can assume it had a great importance even back then. As early as 1880, Ivan Navratil wrote the following about it: "The excellent library bequeathed by the deceased indicates the enormously erudite character of its celebrated owner. Particularly praiseworthy is the fact that this invaluable treasure has been bought out of his estate by the Library in Ljubljana for 1,400 silver florins. For this we should give thanks to Miha Kastelic, who at the time worked there as a librarian."⁴

1 *Kopitarjeva Spomenica*. Ljubljana, Slovenska matica, 1880.

2 Jože Pogačnik, Jernej Kopitar, (*Znameniti Slovenci*): Partizanska knjiga. Ljubljana 1977, p. 7.

3 For example *Kopitarjev zbornik*. Ljubljana: Filozofska fakulteta, Oddelek za slovanske jezike in književnosti, Seminar slovenskega jezika, literature in kulture (Obdobja 15), 1996; *Bartholomäus (Jernej) Kopitar*. Wien-Köln-Weimar: Böhlau Verlag (Osthefte. Sonderband 11), 1995.

4 *Kopitarjeva Spomenica*, Ljubljana: Slovenska matica, 1880, p. 15.

This paper shall introduce some of the lesser known details about the fate of Kopitar's library and about the unusual journey of some of its books.

At first let us review some of the already known details about the nominal value of this library. As soon as he arrived in Vienna, Kopitar started to systematically assemble his own library. Since he needed a great number of books for his research it seems that occasionally he made no distinction between his own library and the Viennese Imperial Library where he was employed. During his initial years in Vienna, he sometimes remarked in his letters that he intended to bequeath his books to the Imperial Library yet there were no official documents to indicate this. Perhaps he eventually abandoned this idea. It is a known fact that he estimated the worth of his private library at 10,000 florins.⁵ However, after his death its value was estimated at a mere 721,29 florins. Not only was this much lower than the sum calculated by Kopitar, but his contemporaries, among them his friend Josef Fesl⁶, the then Head of the Royal Library in Berlin, also thought that this estimate was far too low.

According to sources, Kopitar's relatives decided to sell the entire library to the Lyceum Library of Ljubljana for the sum of 1,400 florins. Later renamed the Provincial Study Library, the Lyceum Library is now known as the Ljubljana National and University Library.⁷

While Kopitar never made an inventory of his library during his lifetime several were made later on. The first one, which was a part of the inventory of legacy documents drawn after his death, consists of fifty-eight pages that also list the value of each book; as previously mentioned, this value was rather modest. Forbidden books were taken off the list. An auction catalogue, which will be discussed later, was made as well. After the books had been transferred to Ljubljana, another inventory was made at the Lyceum Library and the books entered into its accession book. Not every book listed in the auction catalogue arrived in Ljubljana, however. This fact was first established in 1880 by Josip Marn and more recently by Walter Lukan.⁸

5 Eva-Maria Hüttel-Hubert: Kopitar als Bibliothekar. In: *Kopitarjev Zbornik*. Filozofska fakulteta, Oddelek za slovanske jezike in književnosti, Seminar slovenskega jezika, literature in kulture (Obdobja 15), pp. 65–69 (entire article pp. 57–69).

6 *ibid.*, pp. 67–68.

7 Walter Lukan: Kopitar's Privatbibliothek. In: *Bartholomäus (Jernej) Kopitar*, pp. 330–337.

8 *ibid.*, pp. 225, fn. 15.

The auction catalogue for Kopitar's library shall now be discussed in greater detail. Soon after Kopitar's death in 1845, this inventory was published in Vienna under the title *Verzeichniß der in die Verlassenschaft des Herrn Bartholom. Kopitar ... gehörigen werthvollen Bücher und Handschriften, größtentheils sprachwissenschaftlich, vorzüglich in allen slawischen Sprachen, welche den 1845, Vormittags in den gewöhnlichen Lizitations-Stunden [...] öffentlich versteigert werden. Wien: zu haben à kr. bei Jakob Bader [...] und Matth. Kuppitsch [...], 1845.*

Walter Lukan, among others, drew attention to certain problems in connection with the identification of cited books. Vuk Stefanović Karadžić, for example, is cited in three variants while priest Marko Pohlin is, naturally, cited as *Marcus pater*⁹. Let us examine some of these details more closely. Books written in Slavic languages were generally listed with their titles translated into German, and although such entries usually included a note on the language of the original, many mistakes were made during this process. Stated below are several examples. Sermons titled *Kristusovo trpljenje ve osem postneih pridegah* and *Razlaganje dopoldanje očitne službe božje, ač kërščanske nauke od s. maše*, both written by Anton Pekec and published after Pekec's death by Jožef Burger, were published in the Metelko alphabet in Ljubljana in 1834 and 1835, respectively. Naturally they are not Croatian as listed but Slovene (No. 753, cf. NUK sig. 18356; and No. 793). The same is true of *Sgodbe švetiga pišma sa mlade ljudi* that were edited by Matevž Ravnika and published in Ljubljana between 1815 and 1817 (No. 772). The Serbian translation of Aesop's fables by Dositej Obradović was not published in Ljubljana (Laibach) but in Leipzig, Germany (No. 774). Names of German authors were sometimes written in their "Slavicized" form, for example Friedrich Schiller's fables. In the Czech translation they had become *Sillera Basné*, with the author's name written in the genitive case and somewhat modified (No. 525). It remains unknown how many volumes, and which newspapers and manuscripts, are hidden under the umbrella title *Einzelne Hefte von Journalen, und einzelne Theile* (No. 553); *Eine Parthie kleiner Abhandlungen und einzelner Bände, in russischer, wallachischer, serbischer, illyrischer Sprache, in 8. und in 4.* (No. 931); and *Ein Paquet mit Fragmenten, auf Schreibpapier und Pergament* (No. 929). It has been also noticed that several entries referred to the same publication. Let us mention Kopitar's *Bücher in Quarto* (Nos. 105 and 114), for instance. The two entries may either signify that Kopitar had owned several copies of the same book or there may simply be a mistake. Even Kopitar's *Glagolita Glozianus* was enter-

9 Vgl. Lukan, *Kopitar's Privatbibliothek*.

ed twice (*Bücher in Quarto*, No. 140 and 145), once with 26 listed copies and once with 19 copies. Nor is it exactly clear how many copies of Kopitar's dictionary there were in the cited "12 packages" (No. 932).

If the argument partly justifying the inconsistency of the legacy inventory of the content of Kopitar's library was that it had to be carried out in Kopitar's overflowing apartment in Vienna's Spital Gasse the same argument cannot be used to defend the cursory manner in which the auction catalogue was compiled. These documents were namely subject to standards that were similar to those applied in libraries.

Book auction catalogues, which are classified as sales catalogues, were printed when libraries were put on the market or when books available in second-hand bookshops were sold as special offers.¹⁰ Known as far back as the antiquity, book auctions were particularly frequent in medieval Spain and in other Mediterranean countries.¹¹ These catalogues are often the only source that indicates the opulence of former personal libraries. The oldest auction catalogue was printed in 1598 in Leiden, the Netherlands.¹² In other European countries they first appeared over fifty years later: in Germany in 1659; in Denmark in 1661; in Sweden in 1664; in England in 1676; and in France in 1700.¹³ While 17th-century booksellers were generally selling books from individual personal libraries, auction catalogues that combined the content of several libraries first appeared at the end of the 18th century.¹⁴ Auction catalogues possessed all the characteristics of book catalogues but in addition they also generally listed, alongside the book title, the suggested price for each book, which was important information for bidders. In addition, there was usually a note on the book's condition, its binding, and possibly on a specific characteristic that may not refer chiefly to the book's content. The first auction catalogue in Ljubljana, which was prepared for the auction of the personal library of Bishop Karl Johann Herberstein, was published by Johann Friedrich Eger in 1788.¹⁵

10 David Pearson: *Provenance Research in Book History. A Handbook*. British Library 1994, 132 ff.

11 Bert van Saleem: Die frühesten holländischen Auktionskataloge. In: *Bücherkataloge als buchgeschichtliche Quellen in der frühen Neuzeit*. Wiesbaden: Herzog-August Bibliothek, (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 1985) 10, 67 ff.

12 Ibid., p. 68.

13 Ibid., p. 76.

14 Archer Taylor: *Book catalogues. Their varieties and uses*. Chicago: The Newberry Library, 1957, p. 75.

15 *Verzeichniß der Fürst bischöfl. Karl Graf von Herbersteinisch Verlaß. Bücher mit den Schätzungs-Preisen ...* Laibach: Joh. Fried. Eger 1788. Cf. Anja Dular: Knjižnica ljubljanskega škofa Karla Janeza Herbersteina. In: *Predmet kot reprezentanca: okus, ugled, moč*. Ljubljana: Narodni muzej Slovenije 2009, pp. 259–299.

A question that arises in connection with Kopitar's library is the following: is the above-mentioned catalogue truly an auction catalogue? While it lists characteristic data on the books' condition, binding, etc. (it mentions, for example, that Thomas a Kempis's *De imitatione Christi*, published in Cologne in 1821, was bound in parchment (Cat. No. 381)) an essential element is missing. It contains no suggested bids. This is rather odd since prices were generally also included in catalogues prepared for the sale of libraries whose entire content, or at least a part of it, was to be sold to a single buyer. When the private library of Prince-Bishop Karl Johann Herberstein was put on sale each of its books was evaluated. The list contained at the end a note that publications consisting of several texts had not been included in the inventory and would become the property of the person who bought the library.¹⁶ The argument in favour of the presumption that the entire content of Kopitar's library was intended for a single buyer therefore cannot be the reason why book prices were omitted from this particular auction catalogue.

When we try to trace and reconstruct the sale of Kopitar's books we first have to find an answer to the following question: who were the two booksellers in Vienna who prepared the auction and published the catalogue? One of them was Jakob Bader (1797–1870) whose father was a bookseller in Mikulov, Moravia. When he moved to Vienna from Mikulov, Bader first worked at the famous Beck's bookshop between 1825 and 1838. Afterwards he founded his own book-selling business. A prominent auctioneer, Bader was also a book evaluator and in the course of his work auctioned off several valuable book collections. In 1851, for example, he organized an auction of historic, ethnological, and botanical books. He was selling rare books, prints, maps, miniatures, and parchments from Austria, Hungary, and Bohemia. In 1853 he sold the library of Josef Ritter von Kundler, in 1857 the library of nobleman Joseph von Hammer-Purgstall; and in 1860 the library of Archduke Anton Viktor.¹⁷

The co-publisher of the auction catalogue was Matthäus Kuppitsch (1796 or 1797–1849) from Vienna. A notable antiquarian, bookseller, and auctioneer, Kuppitsch also owned an extensive personal library whose books focused largely on philology. He cooperated with the Imperial Library for which he frequently

16 Uiber vorstehend specificirte Bücher ist noch ein grosser Vorrath von sogenannt vermischten Werken, welche auch käuflich werden hindann gegeben werden.

17 Peter R. Frank/Johannes Frimmel: *Buchwesen in Wien 1750–1850. Kommentiertes Verzeichniss der Buchdrucker, Buchhändler und Verleger*. Wiesbaden: Harrassowitz (Buchforschung. Beiträge zum Buchwesen in Österreich 4), 2008, pp. 11–12.

acquired rare books.¹⁸ The auction catalogue for Kopitar's library was thus compiled by two expert booksellers, and the absence of a suggested bid for each book could not have been purely coincidental. There may be several arguments for this. It has already been mentioned that the value of Kopitar's books listed in legacy documents was extremely low. One of the reasons for this, and perhaps the most plausible one, may be that an agreement had been previously made on the sale of these books, or on their different fate. Since Kuppsitsch cooperated with the Imperial Library and was also keenly interested in old books he was presumably familiar with the value of books from Kopitar's estate¹⁹. If this is not the case he was probably able to assess their value when making the inventory and could find a suitable place for them in a reputable European library.

According to Walter Lukan, some eighty books from Kopitar's library listed in the auction catalogue did not find their way to the Lyceum Library in Ljubljana. Among them were Schönleben's *Carniola antique et nova* (1681); Linhart's history *Versuch einer Geschichte von Krain und den übrigen Ländern der südlichen Slaven Oesterreichs I–II* (Laibach 1788, 1791), Cat. No. 433); and Josef Dobrovski's *Slavin* (1808). None of the three copies of Karadžić's dictionary *Srpski rječnik, istolkovan njemačkim i latinskim riječima* (U Beču (Wien, Viennae) 1818) had been sent to Ljubljana, either.²⁰ A number of other notable publications could be added to this list.

There is yet another possible explanation. The Lyceum Library could have acted in compliance with the *Instruction für die k.k. Universitäts- und Studien Bibliotheken, provisorisch erlassen mit Stud. Hof-Comm. – Decrete vom 23. Juli 1825 (Instructions for Imperial Royal University and Study Libraries)*. Its Article No. 73 allows the sale of duplicates and the money thus gained to be added to the sum available for further acquisition of books (Art. 76).²¹ In fact, this practice had been adopted by a number of European institutions even before 1825. For example, there were catalogues of duplicates that had been eliminated by the British Museum Library in the 18th cen-

18 Frank/Frimmel, *Buchwesen*, p. 110.

19 Unfortunately there is no firm proof of their cooperation since Kopitar's Brief-Journal contains practically no names of addressees from Vienna. Cf. Vatroslav Jagić: *Neue Briefe von Dobrowsky, Kopitar und anderen Süd- und Westslaven*. Berlin: Weidmann, 1897, pp. 823–850.

20 Walter Lukan: *Kopitar's Privatbibliothek*. In: *Bartholomäus (Jernej) Kopitar*. Wien-Köln-Weimar: Böhlau Verlag (Osthefte. Sonderband 11), 1995, p. 225, fn. 15.

21 Instrukcija za cesarsko kraljevske univerzitetne in študijske biblioteke, začasno izdana z dekretom dvorne študijske komisije z dne 23. julija 1825. In: *Prvi strokovni standardi za javne znenstvene knjižnice na Slovenskem*. Ljubljana: Zveza bibliotekarskih društev Slovenije, Narodna in univerzitetna knjižnica (Monumenta Bibliothecaria 1), 2007, p. 42.

ture.²² This was also a common practice at the Lyceum Library in Ljubljana. It has to be stressed, however, that such practice was by no means infallible. According to Konrad Stefan, a librarian at the Lyceum Library, books that were actually not duplicates were occasionally eliminated as well.²³ Yet this was not the case with Kopitar's library. In 1847, J.K. Likawetz namely made an inventory of duplicates at the Lyceum Library that comprised all duplicates – save from those in the book estate of Jernej Kopitar (*mit Ausschluss des Kopitarschen Ankaufes*).²⁴ It is rather interesting that this list of duplicates does not mention the sum which the Lyceum Library received for this sale. For example, in 1809 the library sold its duplicates and increased its income by 862 florins.²⁵ Was the exact sum acquired from the sale of the duplicates this year missing on purpose? It would namely indicate that the sum used for the purchase of Kopitar's library was surprisingly low.

One can logically conclude that the books from the auction catalogue which were prepared for Kopitar's library and did not end up in Ljubljana must have been taken to another European library. As has already been mentioned by other authors, the Royal Library in Berlin, The Vatican Library, the British Museum Library, and the then Russian Minister for Culture were all interested in the acquisition of the entire library.²⁶ Let us now briefly examine the missing books. They include mostly dictionaries and grammar books of Slavic and other East European languages as well as several very rare books. Years ago, I began to search for 16th century Slovene books mentioned in catalogues, in the library of the British Museum, later renamed the British Library.²⁷ This is why it occurred to me that the "lost" books from Kopitar's library may have found their way to this institution too. A short time later, Peter

22 Lists of eliminated books were published by Sotheby's. See P.R. Harris: *A History of the British Museum Library 1753–1973*. London: The British Library, 1998, p. 792.

23 Konrad Stefan: *Geschichte der Entstehung und Verwaltung der k.k. Studien-Bibliothek in Laibach*. Laibach: Musealvereine für Krain, 1907, p. 92.

24 O.c., p. 85; Eva Kodrič Dačić: Uvajanje strokovnih standardov v sistem javnih knjižnic: avstrijske javne licejske in univerzitetne knjižnice v prvi polovici devetnajstega stoletja. In: *Prvi strokovni standardi za javne znanstvene knjižnice na Slovenskem*. Ljubljana: Zveza bibliotekarskih društev Slovenije, Narodna in univerzitetna knjižnica (Monumenta Bibliothecaria 1), 2007, p. 77. In the belief that duplicates of books from Kopitar's library had also been eliminated, Kodrič Dačić erroneously cites this date.

25 Konrad Stefan, *Geschichte*, p. 54.

26 Walter Lukan: *Jernej Kopitar (1780–1844) in evropska znanost v zrcalu njegove zasebne knjižnice*. Ljubljana: Narodna in univerzitetna knjižnica, 2000, p. 15.

27 Anja Dular: Najstarejši tiski Britanske knjižnice v Londonu in naše dežele. In: *Zgodovinski časopis* 51 (1997), pp. 99–102, and Anja Dular: Naši zgodnji tiski v Britanskem muzeju. In: *Knjižnica* 34/4, 1990, pp. 65–68.

Svetina published a article entitled *Starejši slovenski tiski v British Library v Londonu* (Older Slovene Books at the British Library in London). Examining a longer period of time, his study includes, whenever possible, the dates when each book was acquired by this venerable London institution.²⁸ However, all three afore-mentioned texts (see ref. 27, and 28) only examine the books in Slovene and those that were printed in the territory of present-day Slovenia.

It has already been mentioned that the British Museum made a bid for the purchase of the entire content of the library. What is interesting is the fact that the sale of Kopitar's library coincided with significant organizational changes at the Museum. Founded in the mid-18th century in London, the British Museum also had an extensive library. The library's long history thus spans the period from 1753 to 1973 when it was incorporated into the newly-founded British Library. One of the most prominent librarians at the British Museum was the Italian Antonio Panizzi whose work in the middle of the 19th century had a significant impact upon the library and its organization. His innovations in the processing and classification of library material are still used, although with certain modifications and innovations, in libraries worldwide. Let us examine his method of acquisition of new material for the library. Among other things, Panizzi systematically set upon filling the gaps in the holdings of American literature. More importantly, he also started to collect books and periodicals written in different European languages, including Scandinavian and East European, and therefore also Slavic, ones. This extensive endeavour required the participation of suppliers. Panizzi enlisted two major purveyors. The first, Henry Stevens from Vermont²⁹, collected material in North America. Old books in German and in other European languages, as well as contemporary publications from different parts of Europe, were generally provided by Adolf Asher, a Jewish dealer in old books in Berlin. In 1848, the British Museum paid Asher over 2,500 pounds for books. Since other purveyors were paid a little over 3,000 pounds collectively³⁰ this was certainly a significant sum.

28 Peter Svetina: *Starejši slovenski tiski v British Library v Londonu*. In: *Slavistična revija* 28 (2000), pp. 98-104.

29 P.R. Harris, *A History of the British Museum Library 1753-1973*. London: The British Library, 1998, p. 144, and David Paisey: The British Library. In: *Handbuch deutscher historischer Buchbestände in Europa. Eine Übersicht über Sammlungen in ausgewählten Bibliotheken* 10. Hildesheim-Zürich-New York: Olms-Weidmann 2000, 48 ff.

30 Harris, *ibid*, p. 214, and Edward Miller: *Prince of Librarians. The life and times of Antonio Panizzi of the British Museum*. London: The British Library 1988, pp. 156ff., pp.181ff.

Let us examine the life and work of Adolf Asher (1800–1853) more closely. Born in Pomerania, Asher finished high school in Berlin and for several years worked in England as a merchant. He traded in diamonds in St. Petersburg. His interest in books increased when he happened to acquire an extensive book collection, which induced him to sell books professionally around 1820. The fact that he mastered several languages was of considerable help. He returned to Berlin and, aided by agents in London and St. Petersburg, became in the mid-19th century one of the most prominent book sellers and dealers in old books.³¹ In 1841, the bookseller David Nutt acquainted him with Antonio Panizzi³² although some sources indicate that they had already been corresponding for a decade by then³³. This encounter led to many years of close cooperation. Asher was providing information for Panizzi on political events in Central Europe, notably in Austria and Prussia, and also on books and libraries.³⁴ This was of particular significance because it is believed that Panizzi's purchase policy focused largely on old book collections that became available on the market.³⁵ The most relevant for our research is the data on the fate of the personal library of Matthäus Kuppitsch, the afore-mentioned book seller from Vienna, who was one of the auctioneers at the auction of Kopitar's library. In 1845, before his death in 1849, Kuppitsch sold his library to Asher for the sum of 17, 500 florins.

According to sources, Asher and Panizzi examined Kuppitsch's library in Vienna together. In March, 1846, Asher was already planning an auction in Halle, Germany in which, in addition to Kuppitsch's library, he was to auction off books from a smaller library of Henri Ternaux-Compans. The auction's catalogue was printed in French under the title *Catalogue d'une collection précieuse de livres qui seront adjugés au plus offrant a Halle le 16 mars 1846. Halle 1846*. Although

31 Otto Mühlbrecht: Asher Adolf. In: *Allgemeine Deutsche Biographie* 1. Leipzig: Duncker & Humblot, 1875, p. 619, and David Paisey: Adolphus Asher (1800–1853). Berliner bookseller, anglophile, and friend to Panizzi. In: *British Library Journal* 23 (1997), pp. 131–153.

32 P.R. Harris: *A History of the British Museum Library 1753–1973*. London: The British Library, 1998, p. 143.

33 David Paisey: The British Library. In: *Handbuch deutscher historischer Buchbestände in Europa. Eine Übersicht über Sammlungen in ausgewählten Bibliotheken* 10. Hildesheim–Zürich–New York: Olms-Weidmann, 2000, p. 51.

34 Edward Miller: *Prince of Librarians. The life and times of Antonio Panizzi of the British Museum*. London: The British Library, 1988, ff. 156; see also fn. 16, p. 168.

35 David Paisey: The British Library. In: *Handbuch deutscher historischer Buchbestände in Europa. Eine Übersicht über Sammlungen in ausgewählten Bibliotheken* 10. Hildesheim–Zürich–New York: Olms-Weidmann, 2000, p. 50.

sources mention that no copies of this catalogue have been preserved³⁶ it was recently discovered that the British Library does own a copy. But books from the notable library of Matthäus Kuppitsch started to arrive at the British Museum even before 1846 when the catalogue was published. Before publication, Asher had namely started to send Panizzi individual pages from the catalogue. Panizzi was thus in a position to select the desired books even before the catalogue became available to others. Choosing from 7,750 titles, Panizzi selected at least two thirds³⁷ for the library of the British Museum. His selection consisted mainly of literature, Protestant texts from the 16th century, literature for the general public, and collections of folk songs. Although the British Museum wanted to purchase all of them, three volumes of *Volksbücher* had nevertheless been sold to the library of the Prussian king. The British Museum also bought 35 of 50 manuscripts from the former library of Matthäus Kuppitsch.³⁸

There is a strong likelihood that the part of Kopitar's library that is missing from the National and University Library in Ljubljana had initially remained in Vienna and was incorporated into Kuppitsch's private library. In 1845, when Kuppitsch's library was sold, through the intervention of the Berlin Jewish bookseller Asher, these books came into the possession of the British Museum. They are now a part of the book collection of the British Library. In addition to the fact that Kuppitsch's library went on sale, the above premise can be further supported by acquisition dates and invoices at the British Museum library that have been preserved in London.

Although a bibliophile himself, Kopitar collected his books as a scholar and was not unduly concerned about their appearance. His books contained no ex libris inscriptions nor were they bound in identical bindings, which makes it rather difficult to trace them. The British Library is but one of the institutions in which they can be found today. The table at the end of this article includes books the British Museum acquired from the estate of Thomas Grenville (1755–1846), a former employee of the Museum as well. A bibliophile himself, Grenville owned an extensive library of some 20,000 volumes, 700 of which were incunabula. He acquired these books by means of purchase, and according to the preserved documents Asher was one of the booksellers who were providing books for Grenville.³⁹

36 Ibid., p. 87.

37 Ibid., pp. 52–53.

38 Ibid., p.83.

39 ibid.

Further study of this subject could include other libraries Adolf Asher sold books to, and very likely more books could be traced in this manner. The Bodleian Library in Oxford, for example, mentions Asher as its supplier of books in Hebrew, German, Polish, and Hungarian languages.⁴⁰ Had the archives of Asher's bookselling company been preserved, this task would have been much easier, but they were unfortunately destroyed during the Second World War.⁴¹ In view of this, this paper merely indicates the fate of several important books from the prominent library of Jernej Kopitar.

By examining the auction catalogue of Kopitar's library, the collection of the National and University Library in Ljubljana and the online catalogue of the British Library in London it has been ascertained that 89 books which are today in the British Library could have come from Kopitar's library. The National and University Library in Ljubljana does have some of the same titled books, but they did not come from Kopitar's library and are therefore marked with an asterisk in the table below. I have also received help from two fellow librarians at The British Library who were able to provide me with a more detailed identification of former Kopitar books. Lynn Young examined archival documents and kindly conveyed the data on relevant dates and ways in which the books had come to the former library of the British Museum. This enabled me to establish that acquisition dates for a third of these books coincide with Asher's shipments of books from the former library of Kuppitsch. Milan Grba, Head of the Southeast European Collections at the British Library, kindly provided invoices that corroborate the hypothesis that some of Kopitar's books did indeed find their way to the British Museum library. One of the invoices from London lists, along with 390 other titles, Kopitar's *Grammatik der Slavischen Sprache in Krain, Kärnthen und Steyermark*. Laibach (1808). For these titles Asher received the sum of £ 140.50, which would amount to approximately £ 6,860 today, therefore an average of £ 17.60 per book. *Slavjanska Antologija iz rukopisih Dubrovačkih pjesnikah* was purchased from Asher & Co. on April 17, 1847. This invoice lists 678 books for which the British Museum paid a total of £ 119,8. Converted into the

40 Kristian Jensen: Bodleian Library. In: *Handbuch deutscher historischer Buchbestände in Europa. Eine Übersicht über Sammlungen in ausgewählten Bibliotheken* 10. Hildesheim-Zürich-New York: Olms-Weidmann, 2000, p. 274.

41 David Paisey: Adolphus Asher (1800-1853). Berliner bookseller, anglophile, and friend to Panizzi. In: *British Library Journal* 23 (1997), fn. 7, pp. 150-151.

pounds of today, this equals £ 6,000, approximately £ 8.80 per book. Of significant interest is also the fact that this invoice also lists seven more books in South Slavic languages, namely in Croatian and Serbian, which had not been a part of Kopitar's library. In all probability they had been a part of Kuppitsch's estate.⁴²

There is one rhetorical question that has not yet been answered: Why does the auction catalogue prepared for the sale of Kopitar's library not list suggested bids? A significant fact is that the estimated value of the entire library was well below its real worth, possibly because of Kuppitsch's intention to keep some of the books. And since the price of these books could not have been very low, the fact that some of the books from Kopitar's library were missing when the collection arrived at the Lyceum Library in Ljubljana would have been easily noticed.

In conclusion, let us cite a Latin proverb *Habent sua fata libelli!* Kopitar's relatives received a nice sum of money for his legacy. The Lyceum Library in Ljubljana acquired an important book collection for a price that was lower than the sums offered by some European institutions. Kuppitsch, and later Asher, covered the difference by selling some of the books in Kopitar's estate to other prominent foreign libraries.

42 Jarnevičeva, Dragojla. Domorodne Povesti. Knjiga prva. u. Karlovcu, 1843.8°. 1206.h.15; Kukuljević Sakcinski, Ivan. Različita dela. u. Zagrebu, 1842-44.3 v. 8°. 12265.aaa.1; Mažuranić, Ivan, and Užarević (Jakov) Deutsch-ilirisches Wörterbuch [...] Němačko-ilirski Slovar. Agram, 1842.8°. 1333.e.9; Mikhailović, Evstati. Илѣри и Србѣли, или прегледъ народности старосѣдица Илѣрика и имена, писмена, и начина писаня данашнои Србѣля. Illyrier und Serben. У Новомъ Саду, 1843.8°. 1298.b.13; Popović, Jovan, of Neusatz. Србска Грамматика или писменица, по начину, коимъ найславнии нати садашни Списатели пишу, нарочно на ползу премиле младежи Србске устроена ... (Die Serbische Sprachlehre). У Новомъ Саду, 1843.8°. 1333.e.10; Bogović, Mirko. Ljubice. [Poems.] pp. 76. u. Zagrebu, 1844.8°. 11585.a.11; Ilić, Luka. Narodni Slavonski običaji Sabrani i popisani po L. I. Oriovčarinu. u. Zagrebu, 1846.8°. 9475.b.10.

Cat. Nr.	AUTOR	TITLE	YEAR	THE BRITISH LIBRARY	DATE OF ACQUISITION
4*	Matthae	Wendische Grammatik	1721	829.b.29.	Copy at 829.b.29 acquired by purchase 05.11. 1849
14*	Hanky	Starobyla Skladanie	1823	11585.b.13.	Purchased 19/04/1849, line 51.
20*	Hartmann	Iwain, ein Hedengedicht	1786	11511.c.21	Purchased 19/06/1846, line 232
55	Molnar	Deutsch-wallachische Sprachlehre	1788	G.17609.	The bookplate on the inside of back cover belonged to Thomas Grenville
84	Schrötter	Versuch einer österreichischen Staatsgeschichte	1771	1315.a.18.	Acquired 19 June 1846
95*	K. I. Tham	Böhmisch-deutsches Nationallexikon	1805	829.f.2.	Acquired 19 June 1846
98	Avramović, Teodor	Wörterbuch, deutsches und illyrisches	1790	G.17610, 17611	Belonged to Thomas Grenville
109	A. Bernolak	Slowár slowenski - cesko, latinsko, nemecko, uherski	1827	12975.o.9	12975.o.9 purchased 4 December 1847
166	R. v. Ems	Der gute Gerhard, eine Erzählung	1840	11511.d.25	11511.d.25 purchased 24 March 1846
194	J. Baden	Deutsch-dänisches Wörterbuch	1797	628.e.4. 628.e.5	Probably late 18th / early 19th century acquisition
202*		Corrigenda in Bohemia docta Balbini	1779	403.z.9.	Probably late 18th / early 19th century acquisition

285	S. Johnson	Grammatisch kritisches Wörter- buch der engl. Sprache f. die Deutschen	1783	829.h.3.; 829.h.4.	Bought 13 June 1857 Probably late 18th / early 19th century acquisition
333		Thesaurus ridendi et jocandi	1720	12315.a.18	Purchased 24 March 1846
340*	Schnurrer	Slavischer Bücher- druck	1799	823.e.15.	Acquired by purchase 19.06. 1846
410	A. Klein	Deutsches Provinzialwörter- buch	1792	1332.a.3.	Purchased 19 May 1845
433*	A. T. Linhart	Versuch einer Geschichte von Krain	1788, 1791	1437.e.11 9. 5. 1845	Acquired by purchase 09.05. 1845
476	Jungmann	Historie litteratury Ceske	1825	816.k.9.	Purchased 12 December 1841 or 1846
483*	Kopitar	Grammatik der slavischen Sprache in Krain	1808	829.e.12 30.6.1846	Acquired by purchase 30.06. 1846
485*	V. Steph. Karadži	Serbiche Hochzeitslieder	1826	236.e.5.	Purchased 14 June 1846
529*	Hanky	Starobyla pamatka XII. A XIV dil prwj	1817	11585.b.13.	Purchased 19 April 1849
616*	Vodnik:	Pismenost ali Gramatika	1811	1488.bb.8	Acquired by purcha- se 15.11. 1959 Other source 25.1.1846 ⁴³
645		Cjtanka anebo kniha k Cjtanj pro mladez	1825	12265.bb.2	Purchased 19 April 1849

43 Peter Svetina: Starejši slovenski tiski v British Library v Londonu. In: *Slavistična revija* 28 (2000), pp. 98–104.

653		Slavjanska Antologija iz rukopisah Dubrovackih Pjesnikah (u Beču)	1844	11585.e.26.	Acquired by purchase 17.04. 1847
4/41	Turgenevio	Historica Russiae Monumenta,	1842	1314.m.15.	Purchased 14 January 1847
4/110	Dolliner	Codex epistolaris primislai ottocari II	1803	1314.i.6.	Purchased 22 October 1847
4/125*	J. Dalmatin	Biblia, Wittenberg	1584	465.d.12	Acquired by purchase between 1837 AND 1929.
4/136*	L. Schön- leben	Carniola antiqua et nova	1681	9366.dd.2.	9366.dd.2 Purchased 21 October 1847

Matthias Marschik:

Durch Schreiben das Jenseits beweisen

Der Wiener Bethania-Verlag.

Ich habe öfters im 18. Wiener Gemeindebezirk zu tun und gehe dabei – Ecke Theresien- und Schumanngasse – stets an den Lagerräumen eines Betriebes vorbei, der meine Neugierde erweckt: In die Milchglasscheiben des offenbar schon länger unbenutzten Gassenlokals ist unübersehbar der Name „Bethania Verlag Wien“ eingätzt, auf der Glocke steht „Mirtl-Verlag“. Für jemanden, der sich für das Publizieren und Verlegen von Büchern interessiert, war das der Auslöser meines Forschungsinteresses. Welche Geschichten, welche Bücher verstecken sich hinter den ungeputzten Scheiben, der abgegriffenen Eingangstür?

Der erste Weg führte natürlich ins Internet: Ich erfuhr, dass „Bethania“ auf das Neue Testament verweist, wo sich zwei Orte dieses Namens finden: Zum einen das nahe Jerusalem gelegene Bethanien, wo Simon der Aussätzige wie auch der von den Toten auferweckte Lazarus gewohnt haben sollen. Zum anderen findet sich ein Bethanien am Ostufer des Jordan, wo Johannes der Täufer gelebt und Christus getauft habe. Der Verlagsname verheißt also bibeltreue Bücher. So stieß ich auch auf einen seit dem Jahr 2000 im deutschen Detmold existierenden „Betanien-Verlag“, dessen Motto lautet: „Allein Jesus Christus, allein durch Glauben, allein aus Gnade, allein die Schrift“¹.

Der Wiener Bethania-Verlag dagegen publiziere – laut Selbstdarstellung – „philosophisch-naturwissenschaftliches bzw. geschichtlich-wissenschaftliches Gedankengut des Autors Raimund Kubasek, der Philosoph und Privatgelehrter der Naturwissenschaften war“². Dass auch dieser Verlag theologisches bzw. neutestamentarisches Wissen bietet, erschließt sich erst aus der Liste veröffentlichter

1 N.N.: Was ist Betanien? <http://www.betanien.de/verlag/info/> (Abruf 4. 12. 2010).

2 WKO Buchmarketing. Austrian Publishers – License Partners with Quality and Tradition. www.foreign-rights.at/public/site_d/verlagsinfo/verlagsinfo2.php?verlag (Abruf 4. 12. 2010).

Bücher: Die insgesamt fünf publizierten Werke inkludieren vier Bücher von Kubasek, nämlich zwei Bände seiner *Lebenserkenntnis*, ein Werk über *Die Schriften des Neuen Testaments*, einen von Helene Mirtl posthum editierten Bericht über eine *Forschungsreise nach Palästina und Ägypten* (1984) sowie eine Sammlung evangelischer Lieder (1963). Obwohl die 1949 gegründete Bethania Ges.m.b.H. seit gut 25 Jahren kein Werk mehr publiziert hat, lassen sich über die Homepage der Österreichischen Wirtschaftskammer (unter dem Titel „License Partners with Quality and Tradition“) weiterhin Basisdaten zum Verlag abrufen.

Raimund Kubasek: Spiritualismus als Wissenschaft

Zum Verständnis der Verlagsgeschichte ist wegen der Fokussierung auf die Werke Raimund Kubaseks eine kurze Rückschau auf dessen Vita unabdingbar, zu deren Rekonstruktion wir weitgehend auf eine anonym verfasste „Biographie“ im ersten Band seiner Lebenserinnerungen verwiesen sind.³ Demnach kam der in 1876 in Böhmen geborene und in einem proletarischen Milieu aufgewachsene Kubasek um 1895 nach Wien, wo er zunächst als Maschinenschlosser arbeitete, aber 1901 in den Dienst der Wiener Polizei trat⁴. Um 1905 wechselte er ins kriminaltechnisch innovative Erkennungsamt⁵, das in diesem Jahr mit der Erstellung einer Fotosammlung von Straftätern begann⁶, an der Kubasek beteiligt gewesen sein dürfte.⁷

In scheinbarem Gegensatz zur polizeilichen Tätigkeit stand Kubaseks wachsendes Interesse an okkulten und spiritistischen Lehren und Praktiken, die er vor dem Ersten Weltkrieg eher im Verborgenen, ab etwa 1920 im freieren politisch-gesellschaftlichen Klima der Ersten Republik öffentlich⁸ betrieb. Im Rahmen des

3 N.N. [vermutlich Hans oder Helene Mirtl]: Biographie. In: Kubasek, Raimund: *Lebenserkenntnis. Band 1: Grundsätzliches über den Geist, die Schöpfung und die Natur des Lebens*. Wien: Bethania 1976, S. 343–356.

4 Archiv der Bundespolizeidirektion Wien – Personalakt Raimund Kubasek.

5 Vgl. Walter Mentzel: *Tatorte und Täter. Polizeiphotographie in Wien 1870–1938*. Wien: Album, 2007; Daniel Meßner: *Die Konstruktion des polizeilichen Blicks. Wiener Polizeifotographie an der Wende zum 20. Jahrhundert*. Dipl. Univ. Wien 2008.

6 Meßner: Konstruktion.

7 N.N.: Biographie, S. 346.

8 Helmut Zander: Theosophische Orte: Über Versuche, ein Geheimnis zu wahren und öffentlich zu wirken. In: ÖZG 13/4 (2003), S. 119–147, hier S. 138.

populären urbanen Phänomens Okkultismus⁹ fühlte sich Kubasek nicht der esoterischen, sondern der aufkommenden „empirischen“ Richtung verpflichtet, die sich wohlwollend-kritisch mit unerklärlichen Phänomenen beschäftigte und (natur-)wissenschaftlich-experimentell arbeitete¹⁰, um Grenz- oder Jenseitserfahrungen bezüglich ihrer Aufnahme in den zeitgenössischen Wissenskanon zu prüfen. Kubasek hat bei zahlreichen Zirkeln bzw. Seancen mitgewirkt, experimentelle Überprüfungen vorgenommen und öffentliche Vorträge gehalten.

Kubasek und die von ihm gegründete „Vereinigung Wahrheit“¹¹ fokussierten ihre Arbeit zunehmend darauf, über Schreibmedien mit Jesus oder seinen Jüngern in Kontakt zu kommen. Dabei griff Kubasek – und hier schloss sich der Kreis zu seiner beruflichen Tätigkeit – auch auf die seit 1900 als „Beleg für den Spiritismus“ verwendete Fotografie zurück.¹² In einer Verteidigungsschrift okkulten Forschung legte Kubasek 1922 sein kosmologisches Konzept auch in Buchform dar¹³ und veröffentlichte im Eigenverlag die Transkriptionen jenes Mittlerverkehrs mit dem Jenseits¹⁴, der ihn – nach seiner Einschätzung – ans Ziel seiner Wahrheitssuche gebracht hatte. Den letzten Beleg fand er 1936 bei einem Aufenthalt in Ägypten und Palästina, wo ihm von den Jüngern Jesu „alle meine Fragen klar und eindeutig“ beantwortet wurden¹⁵.

Mirtl Verlag (1948–1950): Im Aufbruch Zeichen setzen

Bereits im Jahr 1935 soll ein umfangreiches Manuskript Kubaseks vorgelegen sein¹⁶, in dem er seine Experimente und Erfolge in der Erforschung des Jenseits

9 Alexander C.T. Geppert, Andrea B. Braidt: Moderne Magie: Orte des Okkulten und die Epistemologie des Übersinnlichen, 1880–1930. In: *ÖZG* 14/4 (2003), S. 7–36, hier S. 23.

10 Ulrich Linse: *Geisterseher und Wunderwirker. Heilssuche im Industriezeitalter*. Frankfurt/M.: Fischer, 1996.

11 N.N.: „Biographie“, S. 347f.

12 Roland Innerhofer: *Deutsche Science Fiction 1870–1914. Rekonstruktion und Analyse der Anfänge einer Gattung*. Wien-Köln-Weimar: Böhlau, 1996, S. 398.

13 Raimund Kubasek: *Ein Lichtstrahl in das Dunkel der. Geheimwissenschaften. Einführung von Ing. G[ünther] Polcich*. Leipzig: Verlag Theodor Thomas, 1922.

14 Raimund Kubasek: *Botschaften von Wesen des Jenseits und des Lichtes. Medial durch Bruder Karl übermittelt an die Geschwister der gesellschaftlichen Vereinigung ‚Wahrheit‘ in Wien*. Wien, o.V. o.J. Der Text wurde 1976 im zweiten Band der Lebenserinnerungen neu editiert.

15 Raimund Kubasek: *Forschungsreise nach Palästina und Ägypten*. Zugst. von Helene Mirtl Sr. Wien: Bethania-Verlag 1984, S. 12.

16 Kubasek plante schon 1935, das Material in zwei Bänden, die weitestgehend mit der dann erst 1976 erschienenen Ausgabe identisch gewesen sind, herauszubringen.

zusammenfasste, vor allem aber die gefundenen „Fakten“ über das Neue Testament zu einer Kosmologie und Lebenswahrheit kompilierte. Erfolglos verlief jedoch die Suche nach einem Verleger. Das war wohl dem politisch-gesellschaftlichen Klima in Österreich und auch im Deutschen Reich geschuldet, doch ebenso der Tatsache, dass Kubasek nicht länger einen kritisch-wissenschaftlichen Standpunkt einnahm, sondern seine „Wahrheiten“ einseitig und offensiv zu verkaufen suchte. Anfang 1938 schien sich dennoch eine Lösung anzubahnen, als die Verlagsanstalt Lechner, vertreten durch Walter Krieg, an Teilen des Manuskriptes Interesse zeigte, doch machte der „Anschluss“ die Vereinbarung ebenso zunichte wie Kubaseks Forscherkreis, der größtenteils vom neuen arischen Weltbild angezogen wurde.¹⁷ Aber auch Kubasek selbst war von November 1938 bis Juni 1939 „Parteianwärter“, nach eigener Darstellung um – letztlich erfolglos – den von Auflösung bedrohten Verein zu retten.¹⁸

Die NS-Ära und den Weltkrieg soll Kubasek mit dem Malen von Ölbildern und Aquarellen, vor allem aber mit der Abfassung von „künftigen Lehrbehelfen“ verbracht haben, mit „kurze[n] Abhandlungen über aktuelle Themen im Lichte der wahren Lebenserkenntnis“¹⁹. Nach dem Ende der NS-Ära unterlag Kubasek der Registrierungspflicht, wurde aber trotz Vorlage zahlreicher Entlastungsschreiben²⁰ und eines Einspruches²¹ vermutlich erst durch das BVG vom Juli 1949 entlastet. 1947 wurde ihm jedoch die Wiederaufnahme der Vereinstätigkeit gestattet und er fühlte sich verpflichtet, in einer Art persönlicher „Aufarbeitung“ der Kriegszeit Anregungen für eine Neuordnung der Welt anzubieten. Er sah großen Bedarf für seine „Lehrbehelfe“ und fand im langjährigen Klubmitglied Hans Mirtl einen Partner, der ihn bei der Beschaffung von Papier und der Veröffentlichung seiner Traktate unterstützte. Mirtl fand eine Druckanstalt (Luigard), die Kubaseks Hefte vervielfältigte, und bekam das Copyright an allen 16 Broschüren, die zwischen 1948 und 1951 im Umfang von je 16 bis 48 Seiten erschienen.²²

17 N.N.: Biographie, S. 351f.

18 Raimund Kubasek, „Antrag auf Entregistrierung“ vom 30. 7. 1945. Wr. Stadt- und Landesarchiv, NS-Registrierung, Sign. 1.3.2.119.A42/184.

19 N.N.: Biographie, S. 352.

20 Raimund Kubasek: „Entregistrierung“, beigelegt dem „Meldeblatt zur Registrierung der Nationalsozialisten“ vom 30. 7. 1945, Wr. Stadt- und Landesarchiv, NS-Registrierung, Sign. 1.3.2.119.A42/184.

21 Raimund Kubasek, Brief „An die Einspruchskommission der N.S.D.A.P.-Registrierung“ vom 26.9.1947, Wr. Stadt- und Landesarchiv, NS-Registrierung, Sign. 1.3.2.119.A42/184.

22 Etwa die Hälfte davon fußt auf religiösen Fragen, z. B. Raimund Kubasek: *Die sogenannten Zehn Gebote Gottes vom Berge Sinai und ihr wahrer Sinn*. Wien: Mirtl 1949. Die andere Hälfte geht eher

Diesen Schriften war nun ein provokant-pädagogischer Charakter zu eigen, als ob der Autor seine Ansichten mit – verbaler – Gewalt verbreiten wollte. Dafür spricht die Quantität der Broschüren ebenso wie deren aggressive Qualität: Nicht Thesen werden zur Diskussion gestellt, sondern scheinbar unverrückbares Wissen wird postuliert. Kubasek verschriftlichte die Gewissheit, die Welterkenntnis erlangt zu haben: Welterklärung hieß für ihn Konkretisierung der Geschehnisse des Neuen Testaments, jedoch Abstraktion von aktuellen Ereignissen; ein Antikriegspamphlet kam ohne Hinweise auf Nationalsozialismus aus, die rezente Kriegserinnerung ordnete er einer Kette kriegerischer und durch den alttestamentarischen „Rachegott“ begründeter Konflikte unter.²³ Die „letzte Wahrheit“ klang, wie so oft, letztlich simpel und fand sich in der Faktizität“ des Neuen Testaments, in dem nur der „Glaube“ an Gott durch Wissen ersetzt werden müsse.

Bethania Verlag: Kubaseks Wahrheit verbreiten

Um 1950 versuchte Kubasek nochmals die Publikation seines umfangreichen Manuskripts. Vom Lechner Verlag erfuhr er, dass sein Text in den Kriegsjahren verloren gegangen war und Walter Krieg kein Interesse mehr zeigte, ebenso wie andere Verlage im In- und auch im Ausland. Da sprang nochmals Hans Mirtl ein, der anbot, um eine offizielle Verlagskonzession anzusuchen.²⁴ Daraus entstand der Bethania Verlag, für dessen Gründung Hans und Helene Mirtl verantwortlich zeichneten. Der Verlag übernahm zunächst den Vertrieb von Kubaseks Broschüren, wobei erst jetzt eine dieser Schriften²⁵ von der Pressepolizei als antireligiöse Hetzschrift beschlagnahmt wurde. Wenig später wurden Kubasek und Mirtl wegen Gotteslästerung und Religionsstörung angeklagt. Im November 1951 fand der Prozess statt. Das Schöffengericht erkannte den Tatbestand der Gotteslästerung als gegeben und das Urteil lautete auf Verfall der Broschüre als „Schmutz-und-Schund-Literatur“.²⁶

von säkularen Fragen aus, etwa: Raimund Kubasek: *Frage eines geistig Suchenden nach Sinn und Zweck des Lebens und Antwort darauf*. Wien: Mirtl 1948; Ders.: *Die Wichtigkeit einer richtigen Pädagogik in Bezug auf das Gesamtleben*. Wien: Mirtl 1949.

23 Raimund Kubasek: *Kriege, ihre Ursachen und ‚Nie wieder Krieg‘*. Wien: Mirtl, 1949, S. 5f.

24 N.N.: Biographie, S. 353.

25 Raimund Kubasek: *Die geistige Bildung und Verbildung*. Wien: Mirtl, 1950.

26 N.N.: Bibelforschung vor Gericht. In: *Arbeiter-Zeitung*, 28. 11. 1951.

Als erstes eigenständiges Buch des neuen Verlages erschien 1952 ein Werk Raimund Kubasek, in dem er sich anhand des Prozessverlaufes nochmals mit der Kritik am Alten und mit der Wahrheit des Neuen Testaments beschäftigt. Noch während der Korrekturarbeiten starb Kubasek im Dezember 1952. Fast 25 Jahre beschränkte der Bethania-Verlag seine Tätigkeit nun auf den Vertrieb der Mirtl-Broschüren und dieses einen Werkes, abgesehen vom Nachdruck eines evangelischen Liederbuches in ungarischer Sprache.²⁷ Irgendwann in diesen Jahren wurde der Verlag in eine Gesellschaft m.b.H. umgewandelt. Kubaseks Verein „Wahrheit“ soll – nach Auskunft von Kubaseks Schwiegertochter – außer seiner primären Funktion als Zentrum der „Wahrheitschristen“ auch als halboffizieller Versammlungsort von Industriellen und Gewerbetreibenden gedient haben²⁸, die sich die Förderung wirtschaftlicher Unabhängigkeit Österreichs zum Ziel gesetzt hatten. Die Räume des Bethania-Verlages sollen dabei als Treffpunkt gedient haben.

Verlegerisch aktiv wurden Hans und Helene Mirtl erst wieder 1976, als sie Kubaseks 1935 fertig gestelltes Manuskript unter dem Titel „Lebenserkenntnis“ in einer zweibändigen gebundenen Ausgabe herausbrachten, wobei das Vorwort mit „Wien, im Jahre 1935“ datiert bleibt, was belegt, dass Kubasek seinen Text bis zu seinem Tod nicht mehr aktualisiert oder nachgebessert hat. Der „Herausgeber“ begründet die späte Veröffentlichung im Jahr 1976 mit einem angeblich gesteigerten öffentlichen Interesse am Thema: „Langsam bahnt sich ein weltweiter Wandel in der Geisteshaltung der Allgemeinheit an, die Kritik am bestehenden und die Forderungen nach einem Zustand der ungestörten Ordnung und Freiheit mehrten sich und sind nicht mehr zu unterdrücken. [...] Von nun an ist die Richtung gewiesen, und der Ausblick auf das Lebensziel ist frei; die Menschheit kann in der Vernunft zusammenfinden“²⁹. Ob der Herausgeber damit auf das liberalere Klima der Ära Kreisky, auf die zaghaften Versuche globaler Abrüstung oder auf die Folgewirkungen des Zweiten Vatikanischen Konzils Bezug nahm, bleibt unklar.

Aus dem Vorwort zu Band 1, der Darstellung seiner Weltsicht, spricht zwar schon Kubaseks späteres Sendungsbewusstsein, doch verweist er noch darauf, dass jede seiner Aussagen an den „bestehenden wissenschaftlichen Hypothesen und

27 N.N.: Hallelujah. *Evangeliumi enekék gyűjteménye*. [Sammlung evangelischer Lieder]. Budapest: Szepfalusi, 1963 [Nachdruck: Wien: Bethania-Verlag, 1963].

28 Anna Kubasek, Telefongespräche mit dem Autor vom 25. 1 und 27. 1. 2011.

29 Raimund Kubasek: *Lebenserkenntnis. Band 1: Grundsätzliches über den Geist, die Schöpfung und die Natur des Lebens*. Wien: Bethania-Verlag, 1976, Klappentext.

religiösen Glaubenslehren“ gemessen werden müsse. Der Band 2³⁰ versammelte die Berichte, die Johannes der Jüngere und andere Zeitgenossen Jesu via Kubasek an die Menschheit geschickt haben. Spannend wird die „Lebenserkenntnis“ dort, wo Kubasek die „Beweise“ seiner Ideen im Jenseitskontakt findet. Indem er Augenzeugen zu Wort kommen lässt und damit quasi Oral History betreibt, verleiht er den Berichten durch die Überbrückung von fast 2000 Jahren der Übersetzungsfehler und Umdeutungen enorme Wahrhaftigkeit und Sicherheit – sofern man bereit ist, sich sowohl auf Spiritismus und Nekromantie einzulassen, als auch der christlichen Lehre zu folgen. Unter diesen Prämissen ist jedenfalls nachvollziehbar, wenn Kubasek von einer neuen Ära spricht, die er durch seine „Forschungsarbeit“ eingeleitet hat, befand er sich doch aus seiner Sicht im Einklang mit einer aufklärerischen experimentellen Sozialwissenschaft.

Das (bisher) letzte im Bethania-Verlag erschienene Buch hat Helene Mirtl editiert und zusammengestellt: Es handelt sich um die Reiseschilderung von Kubaseks Tour nach Ägypten und Palästina, die er 1936 gemeinsam mit seinem Freund und Schreibmedium Griesmayer unternommen hat. Die Geschehnisse dieser Fahrt bildeten für Kubasek den Prüfstein für seine Methode, den Knackpunkt seiner Experimentalanordnung. Die ultimative Überprüfung von Forschungsdesign und Methodik bewies aus seiner Sicht die wissenschaftliche Nachprüfbarkeit seiner Arbeit und so ist dem Text nicht zuletzt forschersiche Genugtuung zu entnehmen. Im Gegensatz zu den eher spartanisch aufgemachten früheren Bänden handelt es sich bei der Edition der *Forschungsreise*³¹ um ein aufwändig gestaltetes Buch im A4-Querformat, das auszugsweise die Aufzeichnungen Kubaseks wiedergibt und mit Fotos und Farbzeichnungen reich illustriert ist.

Als Kuriosum sind schließlich zwei weitere unter dem Etikett des Bethania-Verlags erschienene Werke zu erwähnen³², die offenbar Kurzzusammenfassungen der wichtigen Werke Kubaseks enthalten, die die als Autorin angeführte Helene Mirtl ins Englische und ins Französische übertragen hat und die je 31 Seiten haben: zum einen die *Lebenserinnerungen*³³, zum anderen die *Forschungsreise nach*

30 Raimund Kubasek: *Lebenserkenntnis. Band 2. Tatsachenbericht über die Menschwerdung Gottes, seine Lehren und sein Wirken*. Wien: Bethania-Verlag, 1976.

31 Raimund Kubasek: *Forschungsreise nach Palästina und Ägypten*. Zusammengestellt. von Helene Mirtl Sr. Wien: Bethania-Verlag 1984.

32 Ich habe beide Werke nicht in Händen gehabt.

33 Helene Mirtl: *Synopsis of Lebenserkenntnis (life cognition): A work by Raimund Kubasek, consisting of two volumes, written in the German language*. Wien: Bethania-Verlag, 1981.

Ägypten und Palästina.³⁴ Erstere Kurzfassung wurde sogar über Amazon UK vertrieben (derzeit „out of stock“), während sich zweite nur im Katalog einiger Bibliotheken in Jordanien und Australien finden lässt.

1984 (bzw. 1985) publizierte der Bethania-Verlag also sein letztes Buch, editiert von Helene Mirtl, die zugleich Gewerbeinhaberin war. Am 21. 10. 1994 wurde die Bethania Ges.m.b.H. laut Firmenbuch³⁵ ruhend gestellt bzw. in den Buch-, Kunst- und Musikalienverlag Bethania übergeführt, der seit 2005 an Helene Mirtl (jr.) überschrieben wurde. Über eine (verlegerische) Tätigkeit dieses Verlags ist weder über die Wirtschaftskammer noch über den Kreditschutzverband etwas in Erfahrung zu bringen.³⁶ So kann – zumindest bis zum Jahr 2010 – formuliert werden, der Bethania-Verlag habe allein die Aufgabe gehabt, den Ideen und „bewiesenen“ Einsichten Raimund Kubaseks zu einer verschriftlichten Existenz zu verhelfen und damit zu einer – aus der Sicht des Autors wie der Verlagsinhaber – besseren und friedlicheren Welt unter den Auspizien einer christlichen Gotteserkenntnis beizutragen.

Der Verlag und sein Autor

Im Jahr 1951 schrieb Richard Kubasek in der letzten Broschüre, die noch im Rahmen des „Verlags Hans Mirtl“ erschien, die Aufgabe seiner Hefte und Bücher fest: „Als es mir nach langer, mühsamer Forschungsarbeit auf seelisch-geistigem Gebiete gelang, auf den Grund des Lebens zu kommen und den eigentlichen Sinn und Zweck unseres Daseins zu erkennen, faßte ich den Entschluß, dieses Erkenntniswissen [...] in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen“³⁷. Dass gedruckte Worte das Medium dieses Transfers bildeten, lag im ausgehenden Gutenberg-Zeitalter ebenso begründet wie in der Wissenschaftsepisteme, die das Buch (neben dem Vortrag) als wichtigste Form der Festschreibung von Wissen vorsah.

34 Helene Mirtl: *Kurzfassung. Forschungsreise nach Palästina und Ägypten von Raimund Kubasek*. Zusammengestellt von Helene Mirtl / Abridged version, An expedition to Palestine and Egypt by Raimund Kubasek. Compiled by Helene Mirtl, Wien: Edition Bethania, 1985.

35 Justiz. Firmenbuch. Auszug mit historischen Daten, Stand 2. 12. 2010.

36 Helene Mirtl, derzeitige Verlagsinhaberin, erklärte telefonisch (Gespräch vom 24. 1. 2011), keinerlei Aussagen weder zur Geschichte noch zur aktuellen Aktivität des Bethania-/Mirtl-Verlages machen zu wollen.

37 Raimund Kubasek: *Der Irrgarten des zwanzigsten Jahrhunderts*. Wien: Mirtl, 1949, S. 3.

Der Mirtl- und später der Bethania-Verlag bildeten somit eines der Werkzeuge in Kubaseks Medien-Trias. Der empirische Okkultist spielte in durchaus moderner Form auf der Klaviatur der Medien, die konstitutiv für seine Arbeit waren und die er auch zur Erreichung seiner Ziele unbedingt benötigte. Medien bildeten – in Gestalt seines Schreibmediums – die Brücke ins Jenseits und – im Form fotografischer Festschreibung – den Schlüssel zum Nachweis von „Wahrheit“. Das Medium Schrift musste dagegen – durch Bücher und Broschüren – die Verbreitung der Lehre sicherstellen.³⁸

Nun werden zwar Raimund Kubasek wie seine Verleger und Werkherausgeber Helene und Hans Mirtl geahnt haben, dass die Veröffentlichung der Texte im Bethania-Verlag die Welt nicht nachhaltig verändern wird. Dennoch ist die demokratische Funktion solcher Klein- und Kleinstverlage ebenso wenig geringzuschätzen wie ihre kulturelle Bedeutung. Die Veröffentlichung verdrängten, verleugneten und ausgegrenzten Wissens³⁹ ist ja nur so lange peripher, so lange der hegemoniale Wissenschaftskanon aufrecht erhalten bleibt. Und gerade okkultistische und nekromantische Praktiken sind zwar zwangsläufig rückwärtsgewandt, wie sie eine Suche nach Neuem darstellen, wenn das Okkulte nur darin besteht, dass es eben „der Forschung bislang verborgen geblieben“ ist.⁴⁰ So gesehen sind die Milchglasscheiben mit dem Bethania-Emblem ein zwar trübes, aber doch fassbares Zeichen wider die Zeit.

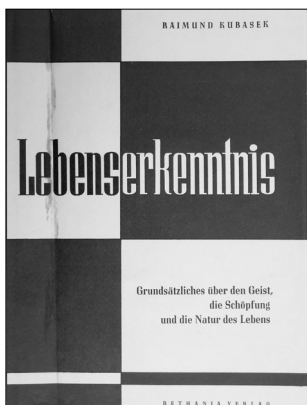
38 Mit diesem dreifachen Medieneinsatz stand Kubasek keineswegs allein da, vgl. Ulrich Linse: Mit Trancemedien und Fotoapparat der Seele auf der Spur. In: Marcus Hahn, Erhard Schüttelpelz (Hrsg.): *Trancemedien und Neue Medien um 1900. Ein anderer Blick auf die Moderne*. Bielefeld: Transcript, 2009, S. 97–144.

39 Matthias Marschik: Die Implosion des kopernikanischen Systems. In: Johann Dolanski: *Das Weltall wie es wirklich ist. Dolan-Theorie. Nach den neuesten technisch-wissenschaftlichen Forschungen dargestellt von Ing. Johann Dolanski*. Hrsg. und eingeleitet von Matthias Marschik, Wien: Turia + Kant, 2008, S. 7–18.

40 Diethard Sawicki: Spiritismus und das Okkulte in Deutschland, 1880–1930. In: *ÖZG* 13/4 (2003), S. 53–71, hier S. 53.



Verlagslokal (Ausschnitt), Foto M. Marschik (2011).



Lebenserkenntnis. Band 1: Grundsätzliches über den Geist, die Schöpfung und die Natur des Lebens. Wien: Bethania-Verlag 1976.

Stephan Kurz, Keyvan Sarkhosh, Sabine Schönfellner:

Tagungsbericht:

Der literarische Transfer zwischen Großbritannien, Frankreich und dem deutschsprachigen Raum im Zeitalter der Weltliteratur (1770–1850).

Vom 13.–15. Jänner fand in Wien die vom Institut für Vergleichende Literaturwissenschaft gemeinsam mit der Gesellschaft für Buchforschung ausgerichtete Tagung „Der literarische Transfer zwischen Großbritannien, Frankreich und dem deutschsprachigen Raum im Zeitalter der Weltliteratur (1770–1850)“ statt. Ein besonderes Anliegen des internationalen Symposiums war eine engere Verzahnung zwischen Buchwissenschaft und Literaturwissenschaft, wobei die Veranstalter von der Überzeugung ausgingen, dass von einer stärkeren interdisziplinären Zusammenarbeit beide Seiten profitieren würden. Dementsprechend fanden sich unter den Teilnehmern an der Tagung auch Bibliothekare, Historiker, Buchwissenschaftler und Literaturwissenschaftler.

Robert Darnton (Cambridge, MA), einer der ganz Großen der Bibliotheks- und Buchforschung, lud in der Eröffnungsrede mit seinen Überlegungen zu „Book History and the Digital Future“ ein, seine Forschungen zur französischen Buchgeschichte der Aufklärung in einem breiteren Kontext zu sehen. Darnton nahm das Publikum mit auf eine Reise entlang der Loire auf den Spuren des Neuenburger Buchhändlers Fabergé, dessen in den Archiven der „Société typographique de Neuchâtel“ (STN) befindliches Fahrtenbuch er auswertete. Aus dieser Quelle bot Darntons Vortrag zahlreiche Fallbeispiele für die Gepflogenheiten und äußerst komplexen Abläufe im legitimen und klandestinen Buchhandel des vorrevolutionä-

nären Frankreich. Daran schloss Darnton ein Plädoyer für das gedruckte Buch an, aber auch für die offensive Nutzung alternativer Publikationswege, die sich mit den technischen Möglichkeiten von elektronischem Datenaustausch über Internet und Hypertext anbieten. Sein Folgeprojekt zu seinen ursprünglich 1979 erschienenen Einsichten in die Praxis der STN – die Erschließung der Quellen als Buch mit begleitendem multimedialem Onlinematerial – zeigt, dass sich Darnton nicht nur theoretisch mit den elektronischen Publikationstechniken auseinandersetzt; das Ergebnis darf gespannt erwartet werden.

Am ersten Vormittag präsentierte Joseph Jurt (Freiburg) Überlegungen zum „Konzept der Weltliteratur – Ein erster Entwurf eines internationalen literarischen Feldes“. Ausgehend von Bourdieus Feldbegriff nahm Jurt die Formulierung des Weltliteraturbegriffs in einer Zeit des „nation building“ in Deutschland in den Fokus. Dabei hob er die Bedeutung des zeitgenössischen Übersetzungsenthusiasmus für Goethes Weltliteratur-Konzept hervor, wobei es Goethe nicht nur um den allgemeinen literarischen Austausch, sondern vor allem auch um die Verbreitung seiner eigenen Werke im Ausland gegangen sei. Jurt kam zu dem Schluss, dass Goethes Weltliteraturkonzept nicht als Entwurf eines internationalen literarischen Feldes anzusehen sei, da dieses erst in Entwicklung und zudem allein auf Europa beschränkt gewesen sei.

Daran schlossen sich die genauen Lektüren von John A. McCarthy (Nashville) an, der die frühe Shakespeare-Rezeption im deutschsprachigen Raum untersuchte. In seinem Referat „Christoph Martin Wieland and the German Reception of Shakespeare's Work around 1770“ zeigte McCarthy Wielands kaum zu überschätzende Rolle bei der Entstehung der deutschen Literatursprache auf, die auf der Übersetzung und Vermittlung von Shakespeares Stücken fußte.

Ausführungen von Barbara Schaff (Göttingen) zum ersten universitären Anglisten im deutschsprachigen Raum, dem Göttinger Professor John Tompson, führten anhand von dessen „English Miscellanies“ vor, wie der Literaturimport aus Großbritannien mit dem Sprachimport einherging: Schaff untersuchte die vier Auflagen von Tompsons „Miscellanies“, die über einen Zeitraum von mehr als 30 Jahren überregionale Bedeutung als Lesebuch nicht nur für Göttinger Anglophile gewannen.

Einen gegenüber Schaffs diachron vergleichendem Ansatz methodisch anders ausgerichteten Beitrag lieferte Achim Hölter (Wien), der eine Reihe von Magazinen für ausländische Literatur vorstellte, die alle im Jahr 1780 gegründet wur-

den. Dieser Zeitschriftentypus, für den Hölter gängige Beispiele für die britischen, französischen, iberischen und italienischen Literaturen brachte, ist im zusammenschauenden Vergleich dadurch verbunden, dass die betreffenden Unternehmungen allesamt relativ kurzlebig waren; dass sich anhand der sich teilweise ändernden Titelworte ein neues Paradigma „Magazin“ nachvollziehen lässt; dass ferner die Wirkung dieser Magazine differenziert werden muss in die (wenig erfolgreiche) Vernetzungs-, die (langfristig sehr starke) Signalwirkung, eine (unwiderrufliche) Definitionswirkung bei der Entstehung der Einzelsprachphilologien und eine (moderat eingetretene) Archivwirkung durch die Sammlungstätigkeit der Magazine.

Der verwinkelten Publikations- und Übersetzungsgeschichte eines einzelnen Romans widmete sich Jeffrey Freedman (New York) in seinem Vortrag „From Aufklärung into Philosophie: The French Translation of Friedrich Nicolai's ‚Sebaldus Nothanker‘“. Waren in den vorhergegangenen Beiträgen des Öfteren Übersetzungen aus anderen Sprachen ins Deutsche behandelt worden, so betrachtete Freedman den umgekehrten Weg, für den es deutlich weniger Belege gibt: Der Berliner Aufklärer Nicolai erkannte das Potenzial für die Verbreitung seines Werks, wenn es erst einmal in der französischen ‚lingua franca‘ verfügbar wäre. Über verschlungene Wege und mehrere Titeländerungen erfuhr sein Text in der Ausgabe der STN eine weite Verbreitung in ganz Europa – unter anderem wurden auch Exemplare der französischen Übersetzung an deutsche Höfe reimportiert: Ironie der Geschichte, denn im Roman wird satirisch Stellung bezogen gegen die Frankophilie der deutschen Oberschicht.

Wie Freedman an einem einzelnen Autor (vorrangig an J.H. Campe und seinem *Robinson*) orientiert, stellte Nikola von Merveldt (Montréal) ihre Überlegungen zum literarischen Transfer allerdings unter einen anderen Gesichtspunkt. Sie schlug den Begriff der „Textmobilisierung“ vor als Potenzial, das Texten durch ihre Paratexte verliehen wird. Der im Anschluss kontrovers diskutierte Paratextbegriff diente der Vortragenden als Erklärungsvektor für Übersetzungsleistungen noch diesseits der Sprachgrenzen: Papierformat, Schriftwahl, Satzspiegel auf der materiellen, Werbeparatexte, Titel, Kupfer, eingedruckte Subskriptionslisten, der Autornamen auf der inhaltlichen Seite sind Faktoren, die gemeinsam auf das Transferpotenzial eines Textes einwirken. Je nach Art des letztlich realisierten Transfers (Import, Nachdruck, Übersetzung) verändern sich die Paratexte unterschiedlich stark.

Der Beitrag von Jennifer Willenberg (Mainz) konzentrierte sich auf Leser-geschichte. Ausgehend von weitgehend Bekanntem zur Entstehung eines bürgerlichen Lesepublikums im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts beschäftigte sich Willenberg mit den bevorzugten Lesestoffen desselben und mit einer Binnendifferenzierung des Publikums nach dem Zweck der Lektüre. Mit einzelnen Lektürebelegen von Frauen aus der adeligen und bürgerlichen Schicht konnte sie zeigen, dass die englischsprachige Literatur dort einen hohen Stellenwert hatte und zog den Schluss, die englische Literatur habe die Entstehung einer Lesekultur in Deutschland beschleunigt.

Den Abschluss des ersten Symposiumstages machte Reinhard Buchberger (Wien) mit einem Beitrag, der dem Veranstaltungsort Rechnung trug: Die „Anglomanie“ und „Britensucht“ im Wien des ausgehenden 18. Jahrhunderts (parallel zur stärkeren Frankophilie) führte dazu, dass sich Rudolph Sammer eine Nische als Sprachlehrer und Verleger mit Schwerpunkt auf Großbritannien aufbauen konnte. Nach einer biographischen Einführung ging Buchberger auf einen Titel ein, nämlich auf Sternes *Tristram Shandy*, den Sammer 1797/98 in neun Bänden druckte. Angesichts der schlechten Verfügbarkeit dieses Textes (exemplarisch für die englischsprachige Literatur) in den Bibliotheken, Buchhandlungen und in den Katalogen der Lektürekabinette und Leihbibliotheken wies Buchberger darauf hin, dass es in Wien ein reges Interesse an englischer Literatur, aber kaum verfügbare originalsprachige Ausgaben gab. Sammer schuf sich mit seinen Sprachkursen seinen eigenen Absatzmarkt als Sprach- und Literaturvermittler. Mit dem nicht nur für Sammler äußerst aufschlussreichen Vortrag ging der erste Tag des Symposiums zu Ende.

Den Auftakt am Samstag machte Alison Martin (Halle) mit ihren Ausführungen zu „Picturesque Travels: William Gilpin's Aesthetic Writings in German Translation“. Ausgehend von der großen Popularität englischer Reiseliteratur in deutschen Übersetzungen ging Martin auf die Übertragung von Gilpins *Aesthetics of Landscape Appreciation* durch Gotthilf Friedrich Kunth ein und legte dar, wie Kunth die Übersetzung durch zahlreiche Erläuterungen in Fußnoten ergänzte und dort auch sein zum Teil ungewöhnliches Vokabular begründete. Das grundsätzliche Problem schwer zu übersetzender Termini reflektierend, bezeichnete Martin die Fußnoten als „a system of reference and recommendation“.

Als weiteres Beispiel für die Rezeption englischer Literatur ging Susan Pickford (Paris) unter dem Titel „The Reception of Laurence Sterne in Eighteenth- and

Early Nineteenth-Century France and Germany“ auf den unterschiedlichen Erfolg der Werke Sternes in den beiden Ländern ein. Mittels einer Statistik zeigte die Referentin, dass, während in Frankreich die *Sentimental Journey Through France and Italy* wesentlich besser aufgenommen wurde als der *Tristram Shandy*, der Shandyismus in Deutschland deutlich erfolgreicher war und zahlreiche Imitationen fand. Sterne diente ihr dabei als Beispiel für eine Anglomanie, die einerseits zu einer Bedrohung für die französische kulturelle Vormacht, andererseits aber auch zu einem An Schub für die deutsche Literatur und Kultur wurde.

Dass Anglophilie auch als Kritik an einer Anglomanie dienen kann, zeigte Rüdiger Görner (London), der über „Das Nebeneinander der Gegensätze. Adam Müllers Beitrag zum britisch-deutschen Kulturtransfer“ sprach. Görner präsentierte Müller als einen Theoretiker der Gegensätze, der Adam Smith sowohl Edmund Burke als auch Shakespeare gegenüberstellte. Dabei habe Müller die Werke Smiths weniger übersetzt als vielmehr paraphrasiert, und auf Grundlage dieser Paraphrase neue Theorien entwickelt. Am Beispiel Shakespeares wiederum habe Müller die Mechanismen des Transfers reflektiert und parodiert. Schließlich bilanzierte Görner im Sinne Müllers, dass die Werke Shakespeares als eine gemeinsame Währung in der Zirkulation zwischen England und Deutschland angesehen werden können.

Bill Bell (Edinburgh) ging unter dem Stichwort „One Great Confederation: Books for Nineteenth-century English Readers in Continental Europe“ der Frage nach der Entwicklung eines ökonomischen und sozialen Netzwerkes nach, das die Grundlage für einen Markt englischsprachiger Literatur auf dem europäischen Festland legte. Ausgehend von Bemerkungen über englische Reisende durch Kontinentaleuropa im (frühen) 19. Jahrhundert ging Bell unter anderem auf die Bedeutung von Leihbibliotheken für die Ausbreitung einer anglophonen literarischen Kultur ein.

In seinem Vortrag „German Women Translators from the 18th to the 19th century“ präsentierte Norbert Bachleitner (Wien) unterschiedliche Typen von Übersetzerinnen. Einleitend erläuterte er die allgemeinen Bedingungen des Übersetzens im 18. und 19. Jahrhundert, wobei er besonders das Aufkommen der freien Übersetzer und Übersetzerinnen zu Beginn des 19. Jahrhunderts sowie die zahlreichen anonym erscheinenden Übersetzungen – was auf die Missbilligung der Übersetzungstätigkeit durch die Ehemänner der Übersetzerinnen zurückzuführen sei – hervorstrich. Bachleitner stellte vier verschiedene Typen von Übersetzerin-

nen vor, beginnend von der „diskreten Innovatorin“, über die „professionelle Übersetzungsmaschine“, die „unterwürfige Helferin“ bis zur „professionellen und passionierten Übersetzerin“. Die so bezeichneten Frauen unterschieden sich hinsichtlich ihres gesellschaftlichen und finanziellen Status stark. Aufgrund dieser deutlichen Unterschiede wies Bachleitner abschließend darauf hin, dass weitere Forschungen zu den Übersetzerinnen, aber auch zu den Übersetzern, ein Desiderat wären.

Ausgehend von dem Begriff „Kulturtransfer“ beschäftigte sich Johannes Frimmel (München) in seinem Vortrag mit französischen Literaturimporten nach Österreich im Vormärz. Nach einleitenden Bemerkungen zu österreichischen Zensurvorschriften und -behörden zu Beginn des 18. Jahrhunderts wies er darauf hin, dass vor allem die französische Literatur unter dem Generalverdacht der moralischen und ästhetischen Gefährdung gestanden habe. Jedoch zeigte sich bei genauerer Betrachtung der Zensurstatistik, dass Verbote französischer Werke im Verhältnis zum Aufschwung der französischen Romanproduktion am Beginn des 19. Jahrhunderts relativ selten vorkamen. Anschließend sprach er über die Bestände von Leihbibliotheken, die Aufschluss über die Verbreitung französischer Literatur geben können, sowie den Verlag Hartleben, der durch billige Kolportage-Formate entscheidend zur Verbreitung der französischen Belletristik beitrug.

Mit einem umfassenden Überblick über die Biographie Josephine von Knorrs leiteten Ulrike Tanzer und Irene Fußl (Salzburg) ihren Beitrag über diese literarische Vermittlerin ein. Sie zeigten von Knorrs Kontakte zu bedeutenden literarischen, aber auch außerliterarischen Persönlichkeiten ihrer Zeit auf. Insbesondere gingen die Referentinnen anschließend auf Josephine von Knorrs Briefwechsel mit Marie von Ebner-Eschenbach ein, in welchem hauptsächlich gerade entstehende Werke thematisiert, aber auch Werturteile über gemeinsame Lektüre sowie Leseempfehlungen ausgetauscht wurden.

Den letzten Block eröffnete Murray G. Hall (Wien), der über eine entscheidende Entwicklung im Urheberrecht sprach: Der Urheberrechtsvertrag zwischen Österreich und Sardinien im Jahre 1840. Im Entwurf, der von sardischer Seite ausging, wurde der Schutz künstlerischer Werke auf Lebenszeit des Urhebers vorgeschlagen, wobei auch Musikwerke und Theaterstücke berücksichtigt werden sollten. Von der Wiener Hofkanzlei wurde an dem ursprünglichen Entwurf unter anderem bemängelt, dass Erstübersetzungen geschützt werden sollten, sodass der Vertrag erst nach einigen Änderungen unterzeichnet wurde. Im Wesentlichen

legte er fest, dass nur Urheber oder deren Rechtsnachfolger die Veröffentlichung gestatten können sollten. Der Vertrag war nur wenige Jahre in Kraft, bildete jedoch einen ersten Schritt in Richtung des kaiserlichen Patents von 1846.

Im letzten Beitrag des Symposiums erläuterte Christophe Charle (Paris) mit Hilfe ausführlicher Statistiken die Verbreitung französischer Theaterstücke in Wien, Berlin, München und Stuttgart zwischen 1815 und 1870. Im Zentrum seiner Untersuchung standen dabei auch tatsächlich gespielte Stücke, die er etwa anhand von Spielplänen rekonstruierte. Interessanterweise wurden etwa am Wiener Burgtheater in den 1830ern sehr viele französische Stücke gespielt, was die politischen Realverhältnisse nicht widerspiegelt. Als mögliche Erklärung dafür nannte Charle, dass es sich hauptsächlich um Komödien handelte, die als Ablenkung von den politischen Entwicklungen dienen konnten. Generell zeigte sich eine Dominanz der Komödien in allen vier Städten, was Charle zu der ironischen Anmerkung veranlasste, es sei eher von einem finanziellen als von einem kulturellen Transfer zu sprechen.

Der Mitorganisator Norbert Bachleitner wünschte sich in seinen abschließenden Worten für die Zukunft der Buchforschung vertiefte Arbeiten zu Methodik und Theorie, sowie – sicherlich im Sinne aller Teilnehmer an der rundum gelungenen Tagung – baldige weitere Veranstaltungen, die den Dialog zwischen Buchwissenschaft und Literaturwissenschaft fördern. Die Tagungsbeiträge sollen in der von Murray G. Hall und Peter R. Frank herausgegebenen Reihe *Buchforschung. Beiträge zum Buchwesen in Österreich* veröffentlicht werden.

REZENSIONEN

Ernst Fischer: *Verleger, Buchhändler und Antiquare aus Deutschland und Österreich in der Emigration nach 1933*. Ein biographisches Handbuch. Typographie und Gestaltung: Ralf de Jong. Herausgegeben vom Verband Deutscher Antiquare e.V., 2011. 432 Seiten. Zahlreiche Abbildungen. Leinenband im Schubert. ISBN 978-3-9812223-2-6. EUR 68 inklusive Versand.

Ernst Fischer, Professor für Buchwissenschaft an der Universität Mainz, hat in einem biographischen Handbuch, das auf zwei Jahrzehnte währenden Recherchen beruht, die Schicksale von 823 vertriebenen Buchhändlern, Verlegern und Antiquaren beschrieben.

Über das Ausmaß des Kulturbruchs und Kulturtransfers formuliert Fischer vorsichtig: „Im Blick auf die langfristigen Folgen erscheint es nicht übertrieben, in diesem Vorgang der Vertreibung und Neuetablierung der Verleger, Buchhändler und Antiquare das einschneidendste und folgenschwerste Einzelereignis in der Geschichte des Buchhandels im 20. Jahrhundert zu sehen – nicht bloß für den deutschsprachigen Raum, sondern auch in internationaler Perspektive.“

1992 führte er nach einem Aufruf in den MB und in den *Israel Nachrichten* zahlreiche Interviews in Israel. Mithilfe dieser Informationen konnte er viele, heute fast ausnahmslos verschwundene deutschsprachige Buchhandlungen beschreiben und vor dem Vergessen bewahren. Die Buchhandlung Stein im Zentrum von Jerusalem, gegründet von Herbert Stein aus Frankfurt am Main ist eine der wenigen, die bis heute existieren, allerdings nicht, wie Fischer schreibt, an der alten Adresse, sondern schräg gegenüber.

Auch in London und New York konnte Fischer recherchieren und Interviews durchführen. Bemerkenswert sind weiters die zahlreichen von ihm beschriebenen deutschsprachigen Buchhandlungen, die in Südamerika von Emigranten gegründet wurden.

Neben den großen Erfolgsgeschichten wie H.P. Kraus, George Weidenfeld oder Frederick Ungar finden sich in dem Lexikon auch zahlreiche tragische Beispiele für die Brüche in den beruflichen Laufbahnen. Die Exilierten schufen laut Fischer an hunderten Orten „Ankerpunkte der Buchkultur“.

Oft wird der Leser auf Personen stoßen, die er aus anderen Zusammenhängen kennt. Beispiele sind der Philosoph Jacob Klatzkin, der Theologe Schalom Ben-Chorin, Stefan Benjamin, der Sohn Walter Benjamins oder die Brüder von Gershom Scholem, Reinhold und Erich Scholem, die nach Australien emigrierten. Besonders interessant ist auch der ausführliche Artikel über Joseph Melzer, dessen Sohn Abraham den Melzer Verlag mit Reprints und später mit dem Fourier Verlag, aber auch mit der kontroversiellen Zeitschrift *Der Semit* fortführt. Über den orthodoxen Wiener jüdischen Buchhändler und Verleger Philipp Feldheim, der in den USA einen großen Verlag aufbaute, war bisher sicher in keiner deutschsprachigen Publikation etwas zu lesen. Fischer wollte mit diesem Buch ein „Denk- und Ehrenmal“ für die Vertriebenen schaffen. Dies ist ihm eindrucksvoll gelungen, auch wenn ein derartiges Werk trotz aller Bemühungen niemals Vollständigkeit erreichen kann.

Über einige Berufsgruppen gibt es bereits vergleichbare Handbücher; andere stehen noch aus. Das Ausmaß des durch den Nationalsozialismus verursachten Kulturbruchs wird uns durch derartige Studien und Lexika immer deutlicher bewusst.

Die Fülle an Informationen wird für viele Forscherinnen und Forscher sehr wichtig sein. Für die Exilforschung ist dieser Band, der auch typographisch sehr schön gestaltetet ist, ein wichtiger Meilenstein.

Evelyn Adunka (Wien)

Christof Windgätter (Hrsg.): Wissen im Druck. Zur Epistemologie der modernen Buchgestaltung. Wiesbaden: Harrassowitz 2010 (Buchwissenschaftliche Beiträge 80). 168 Seiten und 56 Abb. ISBN 978-3-447-06194-0. EUR 34,90.

Titel und Untertitel der Publikation sind keineswegs kryptisch und bedürfen doch der Erklärung. „Wissen im Druck“ meint die Wege, auf denen jegliche Literatur durch Typographie und Layout usw. in den Druck und durch Strategien des Verlags (Serie, Werbung im Schaufenster usw.) in die Hand des Lesers findet. „Epistemologie der modernen Buchgestaltung“ zielt nicht nur auf die moderne Buchgestaltung und nicht nur auf die Buchgestaltung allein, sondern will eine Wissenschaft vom Wissen um das Buch postulieren. Die Buchwissenschaft hat aus vielen Perspektiven viele Facetten erforscht, die Ergebnisse sollen gebündelt, die Leistung des Layouts als eines „epistemischen Agenten“ erkannt werden. Die

sechs Beiträge des Sammelbandes sind 2008 auf einem vom Herausgeber initiierten Symposium am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte Berlin vorgetragen worden.

Christoph Windgätter, „Vom ‚Blattwerk der Signifikanz‘ oder: Auf dem Weg zu einer Epistemologie der Buchgestaltung“ (6–50) eröffnet den Band und führt, sprachlich und denkerisch ambitiös, grundlegend in die neue Wissenschaft ein; ausgehend von den Erkenntnisansätzen eines Jacques Lacan und Jacques Derrida demonstriert er an der buchgestalterischen Leistung von Willy Fleckhaus und der edition suhrkamp, dass „die Aufmachung eines Buches nicht mehr nur ein Gewand für die Gedanken seines Autors, nicht mehr nur eine nachträgliche, den Textgehalt repräsentierende Form ist, sondern selber schon inhaltlich, propositional; eine Botschaft, der man sich als Leser zwar selten bewusst wird, die aber dennoch den Ertrag der Lektüre anleitet, bereichert und in das Feld eines bestimmten Wissens hineinträgt [...] Bücher also sind Drucksachen auch im übertragenen Sinn; keine nur nachgeordneten, den Produktionsprozess abschließenden Werke, sondern prägende Erscheinungen“ (15f.) – zu erforschen ist der „Cultus der Oberfläche“ (Nietzsche). Windgätter ist sich der Teilergebnisse der buchwissenschaftlichen Forschung bewusst und insistiert eindringlich auf einer „epistemologischen Funktion der Literatur“ (so Mergenthaler 111); die übrigen Vorträge exemplifizieren die so aufgewiesene Forschungsdebatte an verschiedenen Erscheinungen und zum Teil historischen Fällen.

Ernst-Peter Biesalski, „Gebunden mit der Perfektion der Maschine. Vom Hand zum Maschineneinband“ (52–67) zeichnet die Entwicklung vom noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts üblichen Handeinband zum nun in Großbuchbindereien technisch möglichen Maschineneinband in Kaliko nach mit historisierenden Dekorationsformen, die den Geschmack des Publikums der Kaiserzeit trafen und durch Programm und Lebensform des Jugendstils, der Dadaisten und Konstruktivisten, des Bauhauses notwendig abgelöst werden mussten. Diese radikale Abkehr thematisiert Patrick Rössler, „Die ‚Neue Typographie‘ und das Buch. Fachdiskurse und Umschlagentwürfe zwischen den Kriegen“ (68–98); Programmschriften, Manifeste propagieren, Punkt für Punkt, die Neue Typographie; Tschichold und Schwitters sind in diesem Prozess nur zwei Stimmen. Die typographischen Elemente (70) inklusive Fotomontage, Buchumschlag u. ä. der avantgardistischen Moderne machten Schule und blieben dominant und sind so selbst historisch geworden. Volker Mergenthaler, „Zierliche Vielliebchen in

Taschenformat'. Eichendorffs Blick auf die ‚ungeheure Maschine‘ der Literatur“ (100–114) beleuchtet die Novelle *Viel Lärmen um Nichts* von Eichendorff (Berlin 1832), eine Literatursatire und zugleich ein technisches Märchen, in dem eine „mit Dampf getriebene ungeheure Maschine“ in sie hineingeworfene „in Schweinsleder gebundene Folianten“ als ein „zierliches Vielliebchen in Taschenformat“ ausspuckt (102); 1827 hatte Wilhelm Hauff (Die Bücher und die Lesewelt) von einer fabulösen Buch-Fabrik erzählt (105). Die Studie verbindet unschwer ermöglichte Produktionsverhältnisse (König und Bauer) mit verändertem Literaturgeschmack in „atemloser Zeit“. Nina Schleif, „Schaufenster Bücher. Zu einer vergessenen Debatte über Äußerlichkeiten“ (116–139) beobachtet verschiedene Formen einer „Psychologie des Buchkaufs“ (1921), worunter der Kaufanreiz durch Schaustellung im Fenster einer Buchhandlung natürlich eine bedeutende Rolle spielt. Der Deutsche Werkbund hatte auf die kulturpolitische Bedeutung der „Schaufensterkunst“ (so monographisch Schleif, 2004) für die Ware Buch nachdrücklich hingewiesen; seine Empfehlungen haben sich wesentlich durchgesetzt, auch wenn das Niveau der Debatte über solche Äußerlichkeiten wie eine geglückte Gestaltung der Buchschaufenster vergessen scheint. Michael Cahn, „Vom Buch zu Büchern. Wissenschaftliche Verlagsserien im 19. Jahrhundert“ (140–164) stellt die bibliographische Frage, ob „nicht die Konzentration auf das einzelne Buch eine Illusion ist, die paradoxerweise umso überzeugender erscheint, je mehr die Bücher massenhaft und in identischer Form auftreten?“ (140) und folgert: „mit der Fixierung auf das einzelne Buch folgt der Buchhistoriker einer heroisierenden Rhetorik des Mediums, in der sich das Buch wie ein lebendiges Gegenüber dem Leser anbietet. Diese Sichtweise des Buches ist selbst eine kommerzielle Strategie“ (146). Wissenschaftliche Verlagsserien sichern sich ihre Identität und Wiedererkennung durch Verlagsorte und -namen einschließlich Alias oder telegraphischem Kürzel (152f.); auffallend, dass die „größten, unpersönlichsten, gigantischen Titel (der Handbücher) im akademischen Kontext eine Konvention der Kurz- und Kosenamen entwickeln“ (161).

Die Beiträger (zu den Autoren 166f.) können und müssen in jedem Fall an Forschungsergebnisse von Buchhistorikern anknüpfen und wollen alle buchkundlichen Interessen nicht nur zusammenführen, sondern geben ein engagiertes Plädoyer für eine neue Wissenschaftsdisziplin (Designforschung?).

Literatur (alphabetisch) ist jedem Beitrag beigegeben, dort auch Vorstudien eines jeden Verfassers. Ein Gesamtliteraturverzeichnis fehlt und damit Namen

wie Fleckhaus oder Tschichold, der Londoner Verleger Jones (und sein Temple of the Muses) als „Priester und Prophet des Billigbuchs“ oder, mehr literarisch, die schon um 1830 unverkäuflichen Ladenhüter Herder und merkwürdigerweise auch Jean Paul gegenüber dem Erfolgsautor Walter Scott, Voten von Börne, Hilaire Belloc und Th. Veblen, das schöne van Gogh-Zitat; auch auf ein Sachregister (etwa Barsortiment, Fußnote) ist wohl bewusst verzichtet worden.

Alle sechs Studien beginnen auf der linken (geraden) Seite; so kommt es, dass dreimal (51, 99 und 115) die Vorseite blank bleibt. Gewöhnungsbedürftig ist auch, dass in Zitaten am Kopf eines Artikels (68 und 116) auch abschließende Kurzzeilen rechtsbündig gesetzt sind. Die Anordnung der eingerückten zitierten Partien über den Blocksatz des Fließtextes hinaus (linksseitig nach links, rechtsseitig nach rechts) ist typographisch unruhig und unschön (man betrachte die Doppelseiten 74/75, 88/89 oder 156/157). Der Text scheint fehlerlos gesetzt.

Reinhard Düchting (Heidelberg)

Würffels Signete-Lexikon über 4500 deutschsprachige Verlage. 11.000 Signete.

ISBN 978-3-9803147-3-2. eBook im PC-PDF-Format auf CD-ROM. Berlin: Grotesk Verlag 2010. Empfohlener Ladenpreis: EUR 45,65.

Es ist sicher eines der interessantesten Themenfelder für Buchliebhaber, -produzenten und -händler. Überraschend ist daher die Tatsache, dass es auf diesem Gebiet kaum nennenswertes Informations- und Anschauungsmaterial gibt. Umso verdienstvoller ist die Arbeit des Berliner Verlegers und Autors Reinhard Würffel, der in jahrelanger Sammlertätigkeit hier erstmals seine Recherche-Ergebnisse vorlegt. Sein Lexikon zeigt 1100 Verlagssignets sowie Kurzinformationen zu 4500 deutschsprachigen Verlagen auf 1842 Seiten. Das Werk erscheint auf CD-ROM, wohl in der berechtigten Annahme, dass es sich als gedrucktes Buch ökonomisch nicht rechnet.

Bei der Bewertung eines solch opulenten Werks bieten sich zwei Aspekte zur genaueren Analyse an: der dokumentarische Nutzen und die Form, in der es sich präsentiert. Auf den ersten Blick besticht die Fülle des Materials. In seiner Einleitung gibt der Verfasser einen kenntnisreichen Überblick über die Geschichte der Zeichen, von der Höhlenmalerei bis zum Verlagssignet. Dabei streift er eine Reihe verwandter Themen wie die Entwicklung von Handelszeichen sowie die technischen und kommerziellen Wandlungen bei der Herstellung und

dem Vertrieb der Ware Buch im Lauf der Buchgeschichte. Erwähnt werden vor allem auch die zeitgeistigen Strömungen, die das Formenvokabular der Verlagszeichen beeinflussen. Weiterhin zeichnet der Autor ein präzises Bild von den Verhältnissen heutiger Buchproduktion, die mit dem Aufkommen der digitalen Medien einen Werteverlust auf allen materiellen und ästhetischen Bereichen des Büchermachens zur Folge hat. Individualität wird längst der Massenware Buch geopfert, es zählt nur der Gewinn. Dass mit dieser Entwicklung auch eine Wandlung des Verlagszeichens einhergeht, liegt auf der Hand. Heute sind es nicht mehr die „Jünger Gutenbergs“, d. h. die Typografen, die dem Buch Gestalt geben, sondern die Designer, deren Fokus auf das Corporate Design, bzw. auf Public Relations gerichtet ist. Der Prozess vom klassischen Büchermachen zum Marketingobjekt Buch ist großteils nicht bruchlos erfolgt. Die heutigen Verlage sind oft Großunternehmen und werden geführt wie Wirtschaftsbetriebe, die untereinander in scharfer Konkurrenz stehen. Nur eine klare Unterscheidung von Firmenauftritt und Produkt sichert Marktanteile. Ergo: Das Firmen- und Produkterscheinungsbild – die Corporate Identity – bestimmen heute das Handeln. Das Signet, dessen Symbolgehalt in der Vergangenheit meist mit illustrativen Mitteln realisiert wurde, wandelt sich heute zum „Logo“, einem grafisch verknappten Zeichen, das auf den Wiedergabegeräten schnell abrufbar ist.

Hier würde der interessierte Leser gerne erfahren, wieso der Begriff „Logo“ in den Sprachgebrauch Eingang fand. Das Wort wird in seinem Sinnzusammenhang falsch angewandt. Laut dem *Handbuch internationaler Zeichen* (Walter Diethelm: Signet Signal, Symbol. ABC Verlag Zürich, 1972) bedeutet der Wortstamm Logogramm „ein Zeichen, das ein bestimmtes Wort darstellt, z. B.: &, §, 13.“ Die Kurzform „Logo“ hat sich wohl als einprägsames Kürzel für diese grafisch verknappten Zeichen, aus den USA kommend, international durchgesetzt. So wäre es für den Leser hilfreich, wenn das Lexikon ein Glossar enthielte mit einer Information zur Terminologie der Zeichen. Damit ließen sich vor allem die Abbildungen differenzierter benennen. Da der Begriff „Grafik“ bei der Bezeichnung der Signete allenfalls für Zeichen mit illustrativen Formen verwendet werden kann, ein Logo jedoch mit „Design“ benannt werden müsste, stellt dies den Autor vor ein Dilemma, da die Grenzen für diese beiden Zeichenkategorien fließend sind. Um dafür eine einheitliche Sprachregelung zu finden, schlägt der Rezensent den Begriff „Entwurf“ vor, der beide Stilrichtungen betrifft. In diesem Zusammenhang noch eine Anmerkung: Bei der Darstellung einer Entwicklungs-

reihe von Zeichen vermisst der Leser die Kenntlichmachung der aktuell in Gebrauch befindlichen Signetvariante. So ist z. B. der Insel Verlag seit langem wieder zum frühesten Signetentwurf des Insel-Schiffs zurückgekehrt und verwendet heute wieder das Verlagssignet von Peter Behrens aus dem Jahre 1899.

Am Schluss seiner Einleitung nennt der Verfasser einige der bedeutendsten Buchgestalter des 20. Jahrhunderts. In dieser Reihe werden die Namen unterschiedslos nach ihrem buchgeschichtlichen Rang, aber auch nach ihrem öffentlich wirksamen Ruf genannt. So stehen die Vertreter der klassischen Buchgestaltung wie Tschichold, Koch, Kleukens, Pretorius, Renner, Weiß und Schneider mit den Vertretern modernen Designs wie Fleckhaus, Piatti und Rebhuhn in einer Reihe. Ohne die Bemühungen der drei Letzteren schmälern zu wollen, sollte doch deutlich gemacht werden, dass Absicht und Ergebnis ihrer Arbeit am Buch vorwiegend marketingorientierte Maßnahmen waren. Als Designer verpackten sie die Ware Buch mit zeitgeistigen Reihenkonzepten, zugegeben mit großem Erfolg. Buchgestaltung beinhaltet jedoch weitaus mehr als diesen äußerlichen Aspekt. Sie erfordert Erfahrung und Sachkenntnis auf vielen Gebieten, um ein Buch von innen heraus zu gestalten zu können und in all seinen Werkschritten zu einem vollkommenen Objekt der Buchkunst zu machen. Der Rezensent vermisst hier eine Reihe von Namen, von denen mindestens drei hätten genannt werden müssen: 1. Gotthard de Beaclair. Über ihn schrieb Georg Ramseger in *DIE ZEIT* (1977): „Wenn die Geschichte unseres Jahrhunderts und also auch die Geschichte der Buchkunst in den kommenden Jahrhunderten auf immer weniger Zeilen komprimiert wird, dann werden zwei Namen ganz gewiss bleiben: Jan Tschichold, der schöpferische Typograf und Gotthard de Beaclair, der unerreichte Generalintendant des vollkommenen Buches“. 2. Hans Peter Willberg, der als Lehrer, Buchgestalter und Autor einer ganzen Generation Maßstäbe gelehrt hat für das typografische Gestalten in einer digitalen Welt. 3. Albert Kapr, Typograf und Lehrer, Schriftschöpfer und Gutenberg-Forscher, langjähriger Rektor der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig. Ihm verdankte die Buchkunst der DDR ihre hohe internationale Reputation.

Der lexikalische Teil mit seiner Auflistung von über tausend Zeichen lässt sich hier nur stichprobenartig bewerten. Dabei greift der Rezensent diejenigen Zeichenentwicklungen heraus, an denen er selbst beteiligt war, bzw. von deren Entstehen er Kenntnis erhielt.

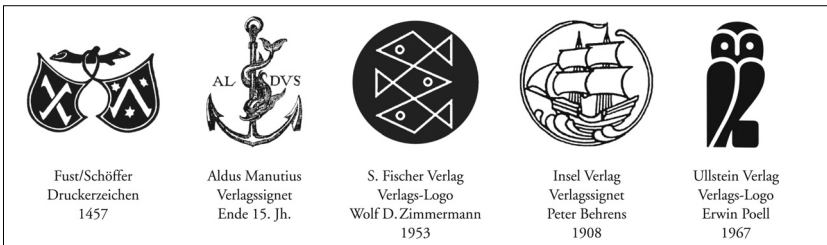
S. 86: *Ars Librorum Verlag Gottfried Beauclair*. Bezüglich der lexikalischen Zuverlässigkeit des Werks ist ausgesprochen irritierend, dass dem Herausgeber der korrekte Vor- und Zuname dieses bedeutenden Buchgestalters, Lyrikers und Verlegers Gotthard de Beauclair nicht geläufig ist (s. oben). Das erste der beiden Verlagssignets wurde vom Rezensenten gestaltet. Die Unterzeile sollte heißen: „Entwurf: Erwin Poell (1957)“. Das zweite Zeichen ist mir unbekannt, es erscheint m. W. auf keinem der bibliophilen Werke des Verlags.

S. 1609: Das aktuelle Logo des *Ullstein-Verlags Berlin* ist eine Neuschöpfung des Rezensenten aus dem Jahre 1967. In der Reihe der vielen Modifikationen der Eule seit 1904 ist diese Eulenform mit 44 Jahren Aktualität eines der am längsten angewandten Zeichen neuerer Zeit. Die Unterzeile sollte also heißen: „Aktuelles Logo / Entwurf: Erwin Poell (1967)“.

S. 1241: *PONS Verlag Stuttgart*. Der Rezensent entwarf die Wortmarke PONS als Produktmarke im Jahre 1977 für den Ernst Klett Verlag. Das als farbige Variante bezeichnete Schriftsignet ist übrigens eine urheberrechtlich nicht autorisierte Modifikation des Original-Logos (s. „N“). Die Unterzeile unter der freistehenden Zeichenversion sollte heißen: „Entwurf: Erwin Poell (1974)“.

S. 1255: *Propyläen Verlag Berlin*. Der Rezensent schuf 1964 das Re-Design des Propyläen-Verlagssignets (linke Spalte, 3. Zeichen). Da das Zeichen m. W. in dieser Form noch heute aktuell ist, müsste es am Ende der Signetreihe stehen. Die Unterzeile sollte heißen: „Re-Design / Entwurf: Erwin Poell (1964)“.

S. 1634: Der *Verlag Vandenhoeck & Ruprecht* in Göttingen beauftragte den Rezensenten im Jahre 1984 mit der Gestaltung eines neuen Verlagszeichens, das den veränderten Bedürfnissen des Buchmarktes Rechnung tragen sollte (rechte Spalte, 3. Zeichen). Es ist bis heute das aktuelle Verlagssignet und müsste daher am Ende der Entwicklungsreihe platziert sein, allerdings ohne typografischen Zusatz. Die Unterzeile sollte lauten: „Entwurf: Erwin Poell (1985)“.



Wenn man die wenigen kritischen Befunde hochrechnet, kommt man zu der Einschätzung, dass der Autor mit seinem Projekt als Ein-Mann-Unternehmen wohl etwas überfordert war. Wünschenswert wäre jetzt eine akribische Bearbeitung des gesammelten Materials durch eines der Buchwissenschaftlichen Institute an unseren Hochschulen (Mainz, München, Leipzig, Münster, Erlangen, Stuttgart). Mit dem wissenschaftlichen Apparat im Hintergrund ließen sich die bibliografischen Parameter entwickeln, mit denen eine objektive buchgeschichtliche Einordnung des Text- und Bildmaterials möglich wäre.

Dies also zum dokumentarischen Nutzen des Lexikons. Zur typografischen Form gibt es ebenfalls einiges anzumerken. Der Gesamteindruck widerspiegelt den altmodischen Charme der Lexika um 1960. Die extrem unterschiedlichen Volumina von Texten und Abbildungen werden in zwei Spalten hintereinander gesetzt, eingebettet in einen festen Satzspiegel. Folge: die Signets werden in heterogenen Größen dargestellt, um damit die beengten Räume füllen zu können, wodurch z.Tl. die Zuordnung erschwert wird. Die digitalen Seiten entsprechen jeweils einer Buchseite. Damit wollte sich der Verlag sicher eine spätere Buchveröffentlichung offen halten. Vorteilhafter wäre es allerdings gewesen, konsequent die digitale Distributionsform anzusteuern. So hätten sich z.B. bei einem Querformat bessere gestalterische Bedingungen ergeben.

Zur Mikrotypografie des Satzbildes einige Anmerkungen: Die Verlagsnamen sind zum Teil uneinheitlich gesetzt (mal kompress, mal gesperrt). Produktbezeichnungen oder Magazintitel werden anstelle in Kapitälchen in Versalien gesetzt; deren optisches Übergewicht stört den Zeilenfluss. Bedingt durch den Blocksatz sind manche Zeilen zu weit gesperrt oder mit überweiten Wortabständen auf Zeilenbreite getrieben (s. S. 48). Folge: Störung der Laufruhe der Kolumne. Gelegentlich wird anstelle der Grotesk bold die halbfette Type der Laufschrift für den Satz von Verlagsnamen verwendet (s. S. 35). Dies sind nur einige, auch dem Laien auffallende, Satzmängel.

Abschließend noch eine Anmerkung allgemeiner Art. Beim Blick auf 1100 Verlagssignets schockiert das erschreckende gestalterische Niveau vieler Zeichen – und dies in einem Metier, in dem man dies nicht erwarten würde, da hier ästhetische Prinzipien eigentlich gepflegt werden. Dabei geben bereits zu Beginn der Druckkunst zwei in Form und Inhalt vorbildliche Zeichen ein Niveau vor, das später von vielen Gestaltern nicht mehr erreicht wurde: das Druckerzeichen von Fust und Schöffer sowie das wohl erste Verlagssignet der Buchgeschichte von

Aldus Manutius. Es scheint, dass manche Verleger, vor allem in ihren Anfängen, selbst zum Zeichenstift gegriffen haben, um ihren Vorstellungen Ausdruck zu geben. Viele Negativbeispiele finden sich auch bei den historischen, meist emblematischen Zeichen, die einem Zeitgeist geschuldet sind, dessen Formenvokabular uns heute fremd, verspielt und technisch unbefriedigend erscheint.

Diese Kritik ist allerdings dem Autor wirklich nicht anzulasten – im Gegenteil: es ist staunenswert, was sein Sammeleifer alles zutage gefördert hat.

Erwin Poell (Heidelberg)

Anett Lütteken, Matthias Weishaupt und Carsten Zelle (Hrsg.): *Der Kanon im Zeitalter der Aufklärung. Beiträge zur historischen Kanonforschung*. 248 Seiten mit 16 Abbildungen. ISBN 978-3-8353-0446-8. EUR 29 (D), EUR 29,90 (A), CHF 42,90.

Der vorliegende Band dokumentiert die Ergebnisse des 1. Trogener Bibliotheksgesprächs, das vom 1. bis 3. Juni 2005 in der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden stattfand und sich mit Fragen der Kanonforschung im Zeitalter der Aufklärung auseinandersetzte. Das Ergebnis ist ein zwar informativer, aber dennoch einseitiger Sammelband, der den norddeutsch-protestantischen Kulturraum favorisiert und einige Schweizer Fallstudien beisteuert, die süddeutsche Aufklärung und insbesondere die Situation in den habsburgischen Ländern aber vernachlässigt. Dass dieses Faktum den Herausgebern bewusst ist, verraten etliche Äußerungen. Im Verlauf der folgenden Rezension sollen daher einige der süd-deutsch-österreichischen Besonderheiten ins Gedächtnis gerufen werden.

Der Band wird durch eine informative „Vorbemerkung“ der drei Herausgeber eingeleitet, die nach einem kurzen Forschungsbericht betonen, dass eher von verschiedenen Kanones als von einem einzigen Kanon gesprochen werden müsse. Dann liefert Klaus Manger unter dem Titel „Bestseller des 18. Jahrhunderts“ einen Überblick, in dem er, wenig analytisch, aber mit vielen Beispielen, das Thema umkreisend und immer wieder auf seine eigenen Forschungen rekurrierend, letztlich eingestehen muss, dass die empirische Basis für fundierte Aussagen über den Kanon der Aufklärung nach wie vor fehlt. Wichtig ist Mangers Unterscheidung von „Bestseller“ und „Kanon“ bzw. zwischen einem Kanon „im“ 18. Jahrhundert und einem Kanon „aus dem“ 18. Jahrhundert. Beiden Listen gleichermaßen, so Manger, gehöre nur der *Werther* an – und vielleicht noch

Schillers *Räuber*. Aus österreichischer Sicht wäre u. a. anzumerken, dass Manger zwar die Theatersituation in Weimar exemplarisch anspricht, die Theatersituation in der Haupt- und Residenzstadt Wien, aber auch in den von Wien aus bespielten habsburgischen Provinzen nicht berücksichtigt. Daraus ließe sich möglicherweise ein ganz anderer Kanon „im“ Zeitalter der Aufklärung ableiten als aus den Weimarer Verhältnissen.

Rainer Baasner erläutert die „Formation eines englischen Kanons für die Deutschen im 18. Jahrhundert“ und zeichnet die Entstehung einer „norddeutschen literarischen Anglophilie“ nach, die sich von Gottscheds sehr eingeschränkter England-Rezeption über Johann Elias Schlegel, Bodmer und den kulturellen Betrieb in Hamburg und Hannover zu einem englischen Kanon entwickelt. Johann Joachim Eschenburgs *Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften* spielt mit der vermehrten Aufnahme englischsprachiger Beispiele in sein Lehrbuch eine erhebliche Rolle; außerdem etablieren sich bereits seit den 1750er Jahren in Leipzig Rezensionszeitschriften für britisches Schrifttum. Nachzutragen wäre ein von Baasner nicht genanntes Unternehmen aus dem josephinischen Wien, die von dem Literaten und Zensor Joseph von Retzer herausgegebene sechsbändige Anthologie englischer Lyrik, *Choice of the best poetical pieces of the most eminent English Poets* (1783–1786); nachzutragen wäre auch die Tatsache, dass sich bei den josephinischen Autoren eine erstaunliche Kenntnis der englischen Literatur feststellen lässt, die von Pope- und Swift-Bearbeitungen bis zu Anspielungen auf zeitgenössische britische Texte reicht. Dass die beiden großen Oratorien Joseph Haydns, *Die Schöpfung* und *Die Jahreszeiten*, auf englischen literarischen Vorlagen beruhen, ist ein weiterer Beleg für den fest etablierten englischen Kanon der österreichischen Aufklärung.

Anett Lütteken analysiert in einem informativen Beitrag den „Kanon der Blumenlesen“. Sie rekonstruiert die begriffliche und funktionale Vielfalt der Gattung, die sich im Zeitalter der Aufklärung von einem Instrumentarium zur Behebung eines nationalen Notstandes – es gibt einfach zu wenig deutschsprachige Musterautoren – zu einem Mittel entwickelt, angesichts des Verdrängungswettbewerbs Texten einen Platz auf dem Markt zu sichern. Ein eigener Abschnitt gilt „Ramler, dem Sammler“ und seiner kanonisierenden Tätigkeit mit den *Liedern der Deutschen* (1776ff.) oder der *Lyrischen Blumenlese* in 9 Bänden (1774–78). Zum Abschluss wirft Lütteken einen Blick auf den Kanon der handschriftlichen Stammbücher, die Aussagen über die tatsächlichen Leserpräferenzen

erlauben, und bezieht sich dabei auf 104 Alben aus der Zeit zwischen 1751 und 1790, die im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg aufbewahrt werden. Die dort am meisten zitierten Autoren sind Horaz, Gellert, Cicero, Seneca, Haller, Uz und Wieland – und Edward Young.

Auch hier wäre aus österreichischer Sicht ein Nachtrag angebracht: Für den Schulgebrauch hergestellte Anthologien wie die *Sammlung kürzerer Gedichte aus den neuern Dichtern Deutschlands für die Jugend* von Michael Denis, erstmals 1766 herausgekommen, spielten im zentralistischen Habsburgerreich eine erhebliche Rolle bei der Etablierung eines Kanons, umso mehr, als solche Unternehmungen bis weit ins 19. Jahrhundert verbindlich blieben.

Carsten Zelle spricht im Titel seines Beitrags, „Eschenburgs Beispielsammlung – ein norddeutsch-protestantischer Kanon?“, das Problem der Einseitigkeit des vorliegenden Sammelbandes indirekt an. Gegen die verbreitete Auffassung, wonach es erst nach 1800 einen deutschsprachigen Kanon gebe, nennt Zelle die unterschiedlichsten Kanonisierungsinstanzen der Aufklärung, ehe er Johann Joachim Eschenburgs achtbändige *Beispielsammlung*, die von diesem selbst 1788–1795 zusammengestellte begleitende Anthologie zu seinem *Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften*, analysiert. Festzuhalten ist, dass Eschenburg noch eine mehrsprachige, keineswegs historisch-genealogische, sondern rein gattungs-klassifikatorische Kanonvorstellung vertritt und dass in seinem deutschsprachigen Kanon die mittlere Aufklärung mit Wieland, Hagedorn, Lessing und Gleim dominiert. Aus dem habsburgischen Raum finden sich lediglich Alxinger und Denis.

Anne Hegemann begibt sich auf abschüssiges Gelände, wenn sie in „Linus Kanon – Leseempfehlungen für das weibliche Geschlecht bei Sophie von La Roche die unsystematischen, der topographischen Ordnung des Arbeitszimmers folgenden Büchernennungen in Sophie von la Roches autobiographischem Alterswerk *Mein Schreibtisch* (1799) als Exemplum eines „weiblichen, ‚dialogisch‘ konzipierten“ Kanons identifiziert und diesem als Beispiel für „männliche Ordnungsstrata“ die alphabetischen Bücherlisten gegenüberstellt, die der Verlag dem Buch von la Roche wohl zu Werbezwecken anhängte. Tatsächlich ist die unterschiedliche Ordnung der Bücher den unterschiedlichen Textsorten geschuldet. Exemplarisch sei auf einen wenig bekannten Briefroman der deutschen Aufklärung verwiesen, den 1778/79 anonym erschienenen *Reizenstein. Die Geschichte eines deutschen Officiers*, in dem ziemlich dialogisch und unsystema-

tisch ein nach Hegemann „weiblicher“ (?) Kanon der deutschen Aufklärungsliteratur entworfen wird. Der Verfasser dieses Romans war ein Mann, ein Gelehrter noch dazu, namens David Christoph Seybold. „Gendern“ bringt nicht immer plausible Resultate. – Von der Aufzählung vieler Titel abgesehen, sagt die Verf. kaum etwas über den Kanon der Sophie von la Roche, sondern äußert sich zu der wohlbekannten Tatsache, dass das Frauenbild der älteren Sophie von la Roche, typisch spätaufklärerisch, ihren früheren Vorstellungen – und auch ihrer eigenen Lebensführung – diametral entgegengesetzt war.

Urs Meyer widmet sich dem „Kanon der Spätaufklärer – zum Beispiel Johann Gottfried Seume.“ Seume, der sich selbst als wandernder Mann der Tat stilisierte und vorgab, von Literatur nicht viel zu verstehen, war tatsächlich literarisch hervorragend informiert. Seine Verehrung der Antike, seine Abneigung gegen jegliche „Schwärmerei“, seine Vorliebe für die englische Aufklärung, seine Skepsis gegenüber Goethe und seine völlige Ablehnung der Romantiker machen ihn übrigens zu einem Bruder im Geist der Wiener josephinischen Autoren, die wie er einen Abwehrkampf führten „gegen den Dichtungsbegriff, wie er sich in Weimar und Jena längst durchsetzte“. Es ist daher kein Zufall, dass sich Seume 1802 auf seinem berühmten *Spaziergang nach Syrakus* längere Zeit in Wien aufhielt und sich bei den alten Josephinern sehr wohl fühlte.

Dem „Kanon des späten Goethe“ gelten die Überlegungen Benedikt Jessings, denn bei Goethe, der für die Zeitgenossen nicht mehr als produktiver Autor, wohl aber als Kunstrichter in hohem Ansehen stand, fielen die individuellen Bewertungskriterien und die Etablierung eines verbindlichen Kanons letztlich zusammen. Als Rezensent nahm Goethe zwar eine große Bandbreite an literarischen Texten wahr, blieb aber in seiner Auffassung davon, welche Werke tatsächlich zur sittlichen und ästhetischen Bildung beitrügen und nicht nur „Curiositäten“ seien, deutlich dem antiken Kanon verpflichtet. „Pointiert zugespitzt“, so Jessing, „ist der engste Kanon des späten Goethe: die Schriftsteller der griechischen und römischen Antike, Schiller und er, Goethe, selbst.“

Zwei Beiträge gelten über die schöne Literatur hinausgehenden Kanonisierungsphänomenen.

In einem sehr kurzen Aufsatz geht Gernot Gruber auf den „Kanon der Musik“ ein, bietet allgemeine Überlegungen zur Geburt des Kanons aus dem Geist der Liturgie und konstatiert die Etablierung eines deutsch geprägten musikalischen Kanons der Wiener Klassik im 19. Jahrhundert, parallel zu ähnlichen nationalen

und identifikationsstiftenden musikalischen Kanones in Polen (Chopin) oder Italien (Verdi). Matthias Weishaupt fragt nach dem „Kanon historischer Werke in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“ und ergänzt seine allgemeinen Überlegungen, die das weitgehende Fehlen relevanter Forschung konstatieren, mit der empirischen Untersuchung zweier Leihbibliotheken im schweizerischen Herisau, die gleichfalls keine eindeutigen Schlussfolgerungen zulässt.

Eine faszinierende, freilich das Thema des Sammelbandes nur peripher berührende kunsthistorische Abhandlung liefert Edgar Bierende mit „Kanon Nationalkultur: Johannes Müller und die Rekonstruktion einer historischen Identität der Schweiz.“ Hier geht es nicht um den berühmten Historiker, sondern um einen Zürcher Ingenieur namens Johannes Müller (1733–1816), der 1773 bis 1783 *Merkwürdige Überbleibsel von Alterthümern an verschiedenen Orthen der Eydgenossenschaft nach Originalien gezeichnet* herausgab, darunter viele „Porträts“ wichtiger Schweizer wie Wilhelm Tell, und seine als (sittliche) Verfallszeit begriffene Gegenwart implizit zur Umkehr aufrief.

Unter „Europäischer Kanon im Zeitalter der Aufklärung. Versuch einer Zusammenfassung in sechs Thesen“ rundet der Mitherausgeber Carsten Zelle den Band ab, verweist auf die konträren Methoden der Kanonforschung, wobei er zwischen der „Harold-Bloom-Methode“ (in exemplarischer Lektüre den impliziten Kanon in Texten zu suchen) und der „Zahlengrab-Methode“ (empirische, quantitative Erhebungen) unterscheidet und die Frage aufwirft, ob sich der Kanonfunktionswandel als Wandel vom Exempla-Kanon über den (v. a. nationalen) Identifikationskanon zum Werteorientierungskanon beschreiben ließe. Zu guter Letzt stellt Carsten die Kanonforschung selbstreflexiv in den Kontext der „klassischen Krisenmoderne“, wonach erst der „orientierende Kanon“ als notwendiger „Rückgriff auf Vormodernes“, als „sentimentalisches“ Sinnkonstrukt, die Moderne lebbar mache.

Fazit: Von den eingangs formulierten Einwänden abgesehen liegt hier ein lesenswerter Sammelband vor, der zu weiteren Forschungen anregen möge – Forschungen, die den engen germanistischen Kanon der untersuchenswerten Bücher und Institutionen überschreiten sollten. Denn ob man sich nun zur „Harold-Bloom-Methode“ oder zur „Zahlengrab-Methode“ bekennt: Es sind noch mehr Dinge zu erkunden, als unsre Schulweisheit sich träumen lässt, auch und vor allem in der Erforschung der Aufklärung.

Wynfrid Kriegleder (Wien)

Siegfried Lokatis/Ingrid Sonntag (Hrsg.): *100 Jahre Kiepenheuer-Verlage*. Berlin: Ch. Links Verlag 2011. 419 Seiten, ISBN 978-3-86153-635-2. EUR 29,90 (D), EUR 30,80 (A).

„Wir wünschen nicht verwechselt zu werden ...“ – 100 Jahre Kiepenheuer-Verlage

Energisch musste die Dramaturgin Maria Sommer einst darauf hinweisen, dass „die alte Gustav Kiepenheuer Bühnenvertriebs GmbH, gegründet 1931“ mit dem Verlag Kiepenheuer & Witsch „nichts zu tun“ habe. Sommer, die Günter Grass als seine „älteste Verlegerin“ zu bezeichnen pflegt, hatte 1950 Joseph Caspar Witsch den Bühnenvertrieb für 20 000 Mark abgekauft. Witsch machte in der Folge jedoch eine eigene Theaterabteilung auf unter dem Namen Kiepenheuer & Witsch, was zu häufigen Verwechslungen führte.

Die Kiepenheuer-Verlagsgeschichte ist eine sehr wechselvolle Geschichte, angesiedelt im deutsch-deutschen Spannungsfeld, eine Erfolgsgeschichte und letztendlich doch die Geschichte eines Unternehmens, das um sein Bestehen kämpfte. Dem trägt auch das von den Buchwissenschaftlern Siegfried Lokatis und Ingrid Sonntag herausgegebene Buch *100 Jahre Kiepenheuer-Verlage* Rechnung: Es ist dies keine chronologische Darstellung der Verlagsgeschichte, sondern vierzig Autoren sind an dem Band beteiligt. Literaturhistoriker, Lektoren, Grafiker und Zeitzeugen kommen hier gleichermaßen zu Wort. Erscheint dies anfangs etwas verwirrend, so macht dieses ungewöhnliche Konzept schnell Sinn: Denn die Geschichte des Kiepenheuer-Verlages ist wenig von Kontinuität geprägt, sondern vielmehr von einem abwechslungsreichen Ablauf von Spaltungen und Zusammenlegungen in Verlagsgruppen und -konzernen. Es liegt hier keine zusammenhängende Darstellung der Verlagsgeschichte, sondern eine Textsammlung vor. Inhaltliche Überschneidungen und mehrfach vorkommende Zitate nimmt man dabei in Kauf.

Gustav Kiepenheuer, der Verleger mit dem Glasauge, gründete 1910 den gleichnamigen Verlag in Weimar und machte ihn in der Weimarer Republik mit Autoren wie Heinrich Mann, Anna Seghers, Bert Brecht, Georg Kaiser, Joseph Roth, Ernst Toller und Arnold Zweig zu einem der führenden Verlage des Expressionismus und der Neuen Sachlichkeit.

Kiepenheuer begann seine Laufbahn als Sortimenter 1909 in Weimar, im Jahr darauf erfolgte die Verlagsgründung. Die erste Publikation war die Broschüre *Die geistigen Grundlagen der Theaterkunst* von Egbert von Frankenberg im Juni 1910. In den Anfangsjahren weist das Verlagsprogramm ein breites Spektrum von der

Kulturgeschichte Weimars bis hin zu Kinder- und Märchenbüchern und Luxusdrucken als nummerierte Vorzugsausgaben mit Originalgrafiken auf. 1913 folgte eine weitere Verlagsgründung: Im Alt-Weimar Verlag stellte Kiepenheuer, der von Anfang an buchkünstlerische Ambitionen zeigte, Ansichtskarten, Bilder und Bildermappen her. Die Sortimentsbuchhandlung gab der Verleger 1917 auf. In seiner bebilderten „Liebhaber-Bibliothek“ veröffentlichte er zwischen 1912 und 1918 56 Bände mit einer geschätzten Gesamtauflage von 600.000 Exemplaren. Ab 1918 erschien die literarische Reihe „Die graphischen Bücher“, in man u. a. *Die Fürstin* von Kasimir Edschmid mit sechs Radierungen von Max Beckmann aufnahm. Ab Februar 1917 kam bei Kiepenheuer die monatliche Kunstzeitschrift *Das Kunstblatt* des Publizisten Paul Westheim, einem wesentlichen Organ für expressionistische Kunst, heraus. Im Jahr darauf zog man nach Potsdam. Nach Weimar kehrte Kiepenheuer erst nach dem Krieg 1945 zurück.

Kiepenheuer, ein Kulturverleger im Stil von Samuel Fischer oder Ernst Rowohlt (wie dieser galt er als „trinkfest“), zählte nicht Umsatzzahlen und Gewinnspannen zu seinen unternehmerischen Motiven, sondern ihm ging es darum, Autoren in ihren schöpferischen Tätigkeiten zu ermutigen. So befanden sich auch die Wohn- und Verlagsräume in der Potsdamer Verlegervilla in der Victoriastrasse 59 auf einer Ebene. Und trotz finanzieller Schwierigkeiten übernahm er die Bürgschaft für den Erfolgsdramatiker Georg Kaiser, als dieser im Oktober 1920 wegen Unterschlagung und Betrugs verhaftet wurde. Schließlich drohte Kiepenheuer im September 1921 der Konkurs. Um diesen abzuwenden, gründete er im Dezember 1921 eine Aktiengesellschaft.

Das Programm reichte in dieser Zeit von traditionellen Werken der Aufklärung bis zur der Weimarer Klassik. Ende der Zwanzigerjahre hatte sich Kiepenheuer durch die Aufnahme avantgardistischer Literatur einen Namen gemacht und war zu einem der führenden belletristischen Verlage aufgestiegen. 1919 hatte Kiepenheuer Leonhard Franks Antikriegsbuch *Der Mensch ist gut* in einer Gesamtauflage von 100.000 Exemplaren veröffentlicht. Ebenfalls 1919 wurde der expressionistische Autor Ludwig Rubiner als Lektor im Verlag engagiert. In seiner Reihe „Der dramatische Wille“ erschien im Jahr darauf u. a. Ernst Tollers *Die Wandlung*. Nach dem frühen Tod Rubiners wurde 1920 der Dichter Hermann Kasack Lektor bei Kiepenheuer und 1923 zweiter Verlagsdirektor. Kasack entdeckte Bert Brecht als Autor für den Verlag. Brechts erste Publikation, *Baal*, erschien 1922 in einer Erstausgabe von lediglich 800 Stück. Kasack verließ den Verlag 1925 wieder.

Im September 1926 annoncierte Kiepenheuer im *Börsenblatt* das Angebot, Teilhaber des Verlages zu werden. Es meldete sich der 25jährige Fritz H. Landshoff. Auf seine Empfehlung hin stießen Hermann Kesten und Walter Landauer zum Verlag, wodurch der Verlag zum Sammelbecken linksbürgerlicher Literatur wurde. 1927 erschien Arnold Zweigs Antikriegsroman *Der Streit um den Sergeanten Grischa* und wurde mit einer Gesamtauflage von 300.000 Stück das erfolgreichste Buch in der Kiepenheuer-Verlagsgeschichte. Landshoff war es auch, der Anna Seghers entdeckte. Nachdem der Verlag Ende der Zwanzigerjahre ein beachtliches literarisches Renommee innerhalb der Buchverlagsbranche erreicht hatte, folgte dieser zeitlich begrenzten Blütezeit jedoch ein wirtschaftliches Tief. 1929 zog Kiepenheuer mit seinem Verlag neuerlich um, diesmal von Potsdam nach Berlin, und verkaufte seine großzügige Villa in Potsdam-Wildpark. Die finanziellen Schwierigkeiten nahmen dennoch zu, bis der Verlag im April 1933 gezwungen war, seine Zahlungen einzustellen und die Auslieferung der Produktion vorübergehend ruhen zu lassen.

Als die erste „amtliche Liste zur Säuberung der öffentlichen Büchereien“ erschien, waren von 131 aufgelisteten Namen 25 im Verlagsprogramm vertreten, was der Hälfte des Bücherlagers entsprochen haben dürfte. Im Mai 1933 stellte Kiepenheuer schließlich den Antrag auf ein Vergleichsverfahren zur Abwendung des Konkurses, und nach Zustandekommen des außergerichtlichen Vergleichs mit den Gläubigern wurde die Liquidierung des Verlages eingeleitet.

Die Verlagsmitarbeiter Hermann Kesten, Walter Landauer und Fritz H. Landshoff emigrierten und arbeiteten in der Folge für die holländischen Verlage Allert de Lange und Querido, wo sie die Werke emigrierter Autoren veröffentlichten. Siegfried Lokatis' Aussage, die Geschichte der literarischen Emigration sei maßgeblich von der Kiepenheuer-Tradition geprägt, mag man vielleicht nur begrenzt zustimmen, zumal Querido und Allert de Lange lediglich bis zum Einmarsch der Deutschen in den Niederlanden im Mai 1940 tätig sein konnten, während der Bermann-Fischer Verlag in Stockholm über das Kriegsende hinaus weiterhin deutschsprachige Bücher produzierte. Die Zusammenarbeit zwischen den drei Verlagen Allert de Lange, Bermann-Fischer und Querido, die 1938 aufgenommen worden war, führten Gottfried Bermann Fischer und Fritz H. Landshoff auch später im New Yorker Exil fort. Walter Landauer starb im Dezember 1944 im KZ Bergen-Belsen.

Gustav Kiepenheuer blieb in Deutschland und begründete Mitte 1933 neuerlich seinen Verlag in Berlin, den Gustav Kiepenheuer Neuen Verlag. Schwerpunkt

des Verlagsprogramms stellten die literarische Bearbeitung von historischen Stoffen und Übersetzungen vor allem aus den skandinavischen Ländern und von französischen Autoren dar, bis auch die Veröffentlichung von Übersetzungen untersagt wurde. Aufgrund der großen Nachfrage nach Büchern im Krieg und Lizenzen für Wehrmachtsausgaben konnte der Kiepenheuer Verlag trotz eines sehr kleinen Programms von lediglich zwei bis drei Neuerscheinungen ab 1941 gut wirtschaften, kämpfte allerdings mit der eingeschränkten Papierzuteilung und den Papierantragssperren. Nachdem bereits 1938 der Ausschluss Kiepenheuers aus der Reichsschrifttumskammer überlegt worden war und der Verlag seit Mai 1943 auf einer Liste mit Empfehlungen zur Schließung von Verlagen stand, erhielt der Verleger, der sich für literarische Qualität eingesetzt und sich national-sozialistischen Themen verschlossen hatte, im August 1944 den Schließungsbescheid der RSK.

Nach Kriegsende bekam Kiepenheuer im Juli 1945 von der Sächsischen Regierung in Dresden die Genehmigung zur Weiterführung des Verlages. Doch diese blieb auf Grund der der sowjetischen Besatzungsmacht zukommenden Gesetzeskraft ohne Wirkung. Schließlich bewilligte man Kiepenheuer die Genehmigung ab 1. März 1946. Er zog nach Weimar, wo er seine Verlagstätigkeit mit der Veröffentlichung der Romane *Im letzten Winkel der Erde* und *Haifische* von Theodor Plivier fortsetzte, der, aus der sowjetischen Emigration zurückgekehrt, Landesvorsitzender des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands in Thüringen und Mitglied des Thüringer Landtages war und als Mitgesellschafter in den Verlag eintrat. Doch bereits im Mai 1947 schied er wieder aus dem Verlag aus und zog in den Westen.

Um der zunehmenden Isolation in der sowjetischen Besatzungszone zu entkommen, gründete Kiepenheuer schließlich im Herbst 1948 in der britischen Besatzungszone die Gustav Kiepenheuer GmbH in Hagen/Westfalen. Als Gesellschafter trat Joseph Caspar Witsch in den Verlag ein. Witsch war wegen seines Verhaltens in der NS-Zeit als Leiter der Thüringischen Landesstelle für Buch- und Bibliothekswesen im Februar 1948 von der Entnazifizierungskommission entlassen worden und kurz darauf in den Westen übersiedelt. Kiepenheuer selbst erlebte den geplanten Umzug von Weimar nach Hagen nicht mehr. Er verstarb am 6. April 1949. Nach seinem Tod führte die Verlegerwitwe Noa Kiepenheuer den Privatverlag in Weimar fort, und 1950/51 kam es zu Auseinandersetzungen zwischen ihr und Witsch wegen der Weiterführung des Verlagsnamens im Westen

und der aus dem Kiepenheuer-Bestand genutzten Lizenzen. Nach einem Vergleich im Mai 1951 arbeiteten die beiden Verlage getrennt voneinander weiter. Witsch hatte den Verlag Anfang 1950 nach Köln verlegt und firmierte ab 1951 als „Kiepenheuer & Witsch“. In der Gründungsphase war Fritz Helmut Landshoff ein wichtiger Partner, der u. a. die Zusammenarbeit mit dem Amsterdamer Allert de Lange Verlag vermittelte. Witsch verlegte in der Folge Annemarie Selinko, Erich Maria Remarque, Vicki Baum und Erich Kästner. Über Landshoff kam der erst wenig bekannte Heinrich Böll zum Verlag. Die Zusammenarbeit mit Landshoff endete allerdings auch in Auseinandersetzungen und schließlich mit einem Vergleich im April 1953.

Witsch produzierte mit der finanziellen Förderung durch die US-Behörden antikommunistische Bücher, die auch als Tarnausgaben in die DDR expediert wurden. Als die Amerikaner jedoch die Direktfinanzierung westdeutscher Behörden und Verlage stark reduzierten, mutierte Kiepenheuer & Witsch zum Hausverlag des Bundesministeriums für gesamtdeutsche Fragen. In Tarnausgaben für die DDR stellte man u. a. 1955 das erfolgreichste kommunistuskritische Buch *Die Revolution entlässt ihre Kinder* von Wolfgang Leonhard her, in dem der frühere SED-Funktionär seinen Weg von der Komintern-Schule in der Sowjetunion, seiner Rückkehr nach Deutschland im April 1945 und seine Flucht in den Westen 1949 beschreibt. 1963 erschien bei Kiepenheuer & Witsch *Ulbricht. Eine politische Biographie* der Politiklektorin des Verlages Carola Stern, das auch in einer Ballonschrift hergestellt wurde. Diese auf Taschenkalenderformat verkleinerten Bücher wurden von der Psychologischen Kampfführung der Bundeswehr mit Ballons über der DDR abgeworfen.

Nach Witschs Tod 1967 übernahm sein Schwiegersohn Reinhold Neven DuMont den Verlag. Er führte als Neuerungen die pocket-Reihe und die kiWi-Taschenbücher ein und veröffentlichte die Reportagen Günter Wallraffs. Wallraffs Bericht über die Arbeitsbedingungen im Thyssen-Konzern wurden mit 9 Millionen verkauften Exemplaren der größte Bucherfolg in der Geschichte des deutschen Buchhandels.

Den DDR-Verlag leitete bis zu ihrem Tod 1971 Noa Kiepenheuer. Mit Ende 1973 sollte der Weimarer Verlag liquidiert werden, da Lizenzen für Buchverlage in der DDR grundsätzlich nicht auf die Erben übertragbar waren. Noa Kiepenheuers Tochter Eva Mayer kämpfte jedoch um eine Weiterführung. Schließlich sollte der Verlag in den halbstaatlichen Reclam Verlag eingegliedert werden. Zu

dieser Zusammenlegung kam es dann doch nicht, und der Verlag arbeitete nach Überschreitung des Liquidierungstermins ohne Lizenz bis zur Überführung in die Verlagsgruppe 1977 weiter. Die Jahre 1971 bis 1977 in der Verlagsgeschichte prägten divergierende kulturpolitische, ökonomische und persönliche Interessen, bis der Verlag schließlich mit Mitteln der SED an den im Besitz der Partei stehenden Kinderbuch Verlag verkauft wurde und mit den Verlagen Insel, Sammlung Dieterich und Paul List bis 1990 eine Verlagsgruppe bildete. Eva Mayer hatte zuvor den direkten Verkauf an die SED verhindert, aber letztendlich die Überführung des privaten Verlages in Parteieigentum doch nicht aufhalten können. Für das Verlagsprogramm bedeutete das eine Beschränkung auf politisch möglichst wenig Verfügbares.

Besondere kultur- und sicherheitspolitischen Anstrengungen wurden in der DDR von Seiten der Behörden unternommen, um das Erscheinen der Anthologie *Berührung ist nur eine Randerscheinung. Neue Literatur aus der DDR*, herausgegeben von Sascha Anderson und Elke Erb, zu verhindern. Die Anthologie enthielt Texte von Autoren, die in der DDR nicht publizieren durften, weshalb die Anthologie auch nicht in der DDR erscheinen konnte, sondern 1985 bei Kiepenheuer & Witsch in Köln. Witsch riskierte damit, dass in der Folge keine Lizenzangaben seines Verlages in der DDR erscheinen könnten.

Der Band zu den Kiepenheuer-Verlagen bietet auch einen interessanten Einblick in die Arbeitsweise der DDR-Verlage. So bedurften thematische und ökonomische Absprachen zwischen dem Verlag und westlichen Mitdruckpartnern immer der Genehmigung des Außenhandelsunternehmens Buchexport. Nach der Wende wurde bekannt, dass zahlreiche DDR-Verlage Plusauflagen hergestellt hatten. Die permanente Devisenknappheit für Lizenznahmen und die grenzenlose Nachfrage der Leser nach Westliteratur führten in einigen Fällen dazu, dass über die im Lizenzvertrag vereinbarte Auflagenhöhe hinaus gedruckt wurde. Im Falle der Verlagsgruppe ist bekannt, dass von Heinrich Bölls *Billard um halb zehn* statt der vereinbarten 30.000 50.000 Exemplare gedruckt wurden. Absatzprobleme kannte die Verlagsgruppe in der DDR nicht, im Gegenteil. Die Nachfrage nach Verlagsbüchern konnte oftmals nicht gedeckt werden. Die Bestellungen der Buchhändler liefen beim einzigem Kommissionär in der DDR, dem Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel (LKG) zusammen, der einen staatlich vorgegebenen Verteilerschlüssel anlegte. Demnach waren Ministerien, die Nationale Volksarmee sowie je eine staatliche Großbuchhandlung in den Bezirksstädten nach

dem Verteilerschlüssel ungekürzt zu beliefern. Danach kam der Volksbuchhandel, der private Buchhändler stand am Ende dieser Verteilerkette und erhielt oft kein einziges Exemplar. Der Verlag versuchte das zu unterlaufen, indem man ein Handlager im Haus führte, aus dem man den privaten Buchhandel mit kleinen Stückzahlen bedienen konnte.

Nach der Wende gab es jedoch nur wenige Hausautoren oder verwertbare Autorenrechte, sodass der Verlag mit den neuen Marktbedingungen im vereinten Deutschland zu kämpfen hatte. Im Sommer 1990 wurde die Kiepenheuer-Verlagsgruppe aufgelöst und der volkseigene Verlag Gustav Kiepenheuer per Treuhandgesetz in eine GmbH umgewandelt. Nachdem der Verkauf an den Cheflektor Friedemann Berger und Jürg-Peter Laubner wegen Nichtangabe des Verlagsarchivs rückgängig gemacht wurde, übernahm im Mai 1994 der Hauptgesellschafter der Aufbau-Verlagsgruppe Bernd F. Lunkewitz den Kiepenheuer Verlag. Die Sammlung Dieterich war unmittelbar zuvor verramscht worden.

Am Ende des Bandes sind u. a. Dokumente zum Rechtsstreit zwischen der Treuhand und Friedemann Berger und Jürg-Peter Laubner sowie eine Presseerklärung von Kiepenheuer & Witsch über das Verhältnis zum Gustav Kiepenheuer Verlag, verfasst von Reinhold Neven DuMont, abgedruckt.

Angesichts der sehr komplexen Verlagsgeschichte hätte man sich in diesem Buch zwecks Übersichtlichkeit und schnelleren Orientierung abschließend eine tabellarische Darstellung der wichtigsten Verlagsdaten sowie eine Bibliographie der wesentlichsten Publikationen zur Verlagsgeschichte gewünscht. Doch für den interessierten Leser ist dieses Lesebuch, ausgestattet mit einem Register und Anmerkungsapparat sowie zahlreichen Abbildungen, eine sehr spannende und lebendige Zusammenstellung, bei der Vertreter sämtlicher Verlagsbereiche sowie Buchhistoriker zu Wort kommen. Wertvoll sind auch die Zitate aus den Dokumenten des Verlagsarchivs von Kiepenheuer & Witsch im Historischen Archiv der Stadt Köln, von dem heute nach dem Einsturz im März 2009 nicht bekannt ist, wie weit dieser Bestand noch existiert.

Der Anlass für die Publikation dieses Bandes war die Verlagsgründung Gustav Kiepenheuers vor 100 Jahren. Kurz nach dem Jubiläum verkündete die Aufbau-Verlagsgruppe, zu der der Gustav Kiepenheuer Verlag zuletzt gehörte, im April 2010 die Stilllegung.

Irene Nawrocka (Wien)

Romy Fröhlich: *Büchermenschen in Deutschland. Eine Studie über die berufliche Situation und die Bedingungen beruflicher Karrieren von Männern und Frauen im deutschen Buchhandel und Verlagswesen*. Berlin-Wien-Zürich: LIT-Verlag, 2010. (Medien: Forschung und Wissenschaft, 25). 200 Seiten, ISBN 978-3-643-10940-8. EUR 19.90.

Wieder einmal war es das Branchen-Netzwerk BücherFrauen e.V. (<http://www.buecherfrauen.de>), das maßgeblich dazu beitrug, Licht in die Situation von Frauen (und Männern) im deutschen Buchhandel und Verlagswesen zu bringen. Prof. Dr. Romy Fröhlich vom Institut für Kommunikationswissenschaften und Medienforschung (IfKW) an der Ludwig-Maximilians-Universität in München wurde mit einer quantitativen Berufsfeldbefragung beauftragt. Ihre Ergebnisse ermöglichen dadurch erstmals berufssoziologische und -strukturelle Erkenntnisse über die Situation von Frauen und Männern, sowohl Angestellte, als auch Selbständige, in diesen beiden Branchen.

Der Wert dieser Studie, das sei dieser Rezension vorangestellt, liegt vor allem darin, dass wichtige Strukturdaten über dieses Berufsfeld nun erstmals vorliegen und somit als Basis für weitere wissenschaftliche Studien dienen. Wichtige Entscheidungen im Kontext von Ausbildungs- und Arbeitsmarktpolitik können nun in Anbetracht der Ergebnisse getroffen werden. „Jetzt MUSS jedenfalls niemand mehr im Nebel herumstochern, es sei denn, man WILL das – aus welchen Gründen auch immer.“ (S. 3)

Forschungsfragen der Studie

Das Erkenntnisinteresse fokussiert auf die aktuelle berufliche Situation aller in der Buchbranche Beschäftigten und darauf, erste berufsstrukturelle Ergebnisse zu gewinnen. Folgende Fragen sollen durch die Studie beantwortet werden:

(1) Unterscheiden sich die berufliche Situation und die Bedingungen der beruflichen Tätigkeit in der Buchbranche beschäftigten Frauen und Männer von der beruflichen Situation und den Bedingungen jener, die in den Medienberufen Journalismus und PR arbeiten, und wenn ja wie?

(2) Unterscheiden sich die berufliche Situation und die Bedingungen der beruflichen Tätigkeit der in der Buchbranche beschäftigten Frauen von der/denen der hier beschäftigten Männer, und wenn ja wie?

Kontext der Studie

Bevor die Autorin auf die Studie und ihre Ergebnisse eingeht, führt sie die Leserinnen und Leser in den Kontext von „Medienberufen, Traumberufen und

Frauenberufen“ ein: Medienberufe entwickeln sich in Deutschland zunehmend zu Frauenberufen, die sogenannte Feminisierung der Medienbranche. Zudem sind in einigen Medienberufen Prekarisierungstendenzen zu erkennen. Prekarisierung ist unter anderem an sinkenden Durchschnittsgehältern, vermehrtem Outsourcing, längerfristig beschäftigten Praktikantinnen und Praktikanten, steigender Arbeitslosigkeit und verstärkter Arbeitsplatzunsicherheit zu erkennen. Der mögliche Zusammenhang zwischen a) Prekarisierung und Deprofessionalisierung und b) der Feminisierung eines Berufsfeldes ist wissenschaftlich noch nicht geklärt. Fröhlich nennt die historische Entwicklung der Berufe Sekretär und Apotheker als Beispiele dafür, dass durch die steigende Zahl von Sekretärinnen und Apothekerinnen die berufliche Situation für beide Geschlechter schlechter wurde: es kam zu Einkommens-, Status- und Prestigeverlusten. Männer verlassen weiblicher werdende Berufsfelder und nachfolgende männliche Generationen streben seltener in diese Branchen – es fehlen die männlichen Vorbilder.

Zudem tragen Frauen maßgeblich dazu bei, diese Abwertungstendenzen zu beschleunigen: sie geben sich mit weniger Einkommen, Status und Prestige zufrieden als ihre männlichen Kollegen. Die Autorin vermutet, dass Frauen seltener bewusst benachteiligt werden, sondern diese durch ihr Verhalten und ihre Schwerpunktsetzung (Was ist mir wichtig im Beruf?) für sich schlechtere Rahmenbedingungen schaffen – im Kontext von Gehalt und Aufstiegschancen – als Männer. Das hat zur Folge, dass die Gehälter sinken. Die verbliebenen Männer müssen ihre Positionen demnach durch erkennbare Unterscheidbarkeit sichern. So verstärken einander folgende zwei Tendenzen: Frauen verzichten zunehmend auf symbol- und prestigeträchtiges Statusverhalten (und nehmen so Unterschiede bei Gehalt, Position, Verantwortung und Macht auf sich) und Männer grenzen sich als männliche Elite ab. Da die Medienberufe mit überdurchschnittlich hoher Leidenschaft bei den dort Tätigen gekennzeichnet sind, sind die in dieser Branche Tätigen womöglich noch gefährdeter Abstriche auf sich zu nehmen. Die Identifikation mit der eigenen Berufstätigkeit würde so die Folgen der beiden Prekarisierungsursachen, die ökonomische Krise und die Feminisierung, verstärken. Obzwar die Berufsfelder Journalismus und PR eine kürzere Geschichte haben, sind sie erforschter als die Medienberufe der Buchbranche. So fehlten für die Buchbranche bisher die Zahlen und Antworten auf die Fragen im Kontext von beruflichen Zukunftsvorstellungen, Karriereorientierung, Arbeitsmarktzufriedenheit, Einkommenszahlen, Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Diese

Wissenslücke gilt es nicht nur wissenschaftlich zu füllen, sondern sie ist vor allem auch für die betreffende Wirtschafts, Ausbildungs- und Arbeitsmarktpolitik relevant.

Inhalt der Publikation

Für alle am Aufbau der Publikation interessierten Leserinnen und Leser sei dieser kurz skizziert: Die 6 Abschnitte widmen sich: (1) dem aktuellen Forschungsstand bereits vorliegender Studien zu den Medienberufen Journalismus und Public Relations; (2) dem Forschungsstand und Überblick zu den Berufen Buchhandel und Verlagswesen, sowie dem Aufzeigen von Forschungslücken; (3) der Darstellung der methodologischen Vorgehensweise bei der Konzeption und Durchführung der Befragung, sowie der Diskussion der konzeptionellen Entscheidungen der Studie; (4) der Präsentation und Interpretation der Befunde; (5) der Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse, Fazit und Ausblick; und (6) im Anhang können zentrale Dokumente der Feldarbeit nachgelesen werden. Die Studie versucht die berufliche Situation aller im Kernbereich von Buchhandel und Verlagen Tätigen zu erfassen und liefert somit keine Ergebnisse für einzelne Berufsfelder wie etwa Lektor oder Buchhändler.

Ergebnisse / Erkenntnisse

Facts

1.234 Personen nahmen an der Studie mittels Online-Fragebogen teil. 1.074 Frauen (87%) und 160 Männer (13%) – die niedrige Beteiligung von Männern wird einerseits mit dem hohen Grad an Feminisierung des ausgewählten Berufsfeldes und andererseits mit den Erfahrungen aus anderen Studien (geringere Beteiligung von Männern an Berufsfeldbefragungen auf Basis von Selbstrekrutierung) erklärt. Die geringe Fallzahl an Männern lässt in manchen Fragestellungen keine aussagekräftigen, geschlechtsspezifischen Befunde zu.

Geschlechtsspezifische Unterschiede

Vorweg kann gesagt werden, dass die geschlechtsspezifischen Unterschiede vergleichbar mit anderen Berufsfeldern und somit als „klassische“ zu bezeichnen sind. Im Schnitt ältere Männer haben relativ gesehen eher Führungs- und Leitungspositionen inne. 70 Prozent der Studienteilnehmer sind Akademiker – dies ist leicht höher als im Bereich Journalismus (66%) und knapp über dem Anteil in den Public Relations (69%). Es kann gesagt werden, dass das untersuchte Berufsfeld stark akademisiert ist. In diesem Kontext überrascht die hohe Kinderlosigkeit der Befragten zunächst nicht. Doch bei Betrachtung der genauen

Zahlen – 69 Prozent sind kinderlos, obwohl nur etwa 30 Prozent alleine leben – ist dies dann doch erstaunlich. 72 Prozent der befragten Frauen sind kinderlos, dies liegt über den Ergebnissen anderer Befunde und führt zu einem meines Erachtens zentralen Aspekt:

„Für die ganz überwiegende Mehrheit unserer weiblichen Befragten sind die üblichen Erklärungstendenzen für einen erschwerten Ein- und Aufstieg (Doppelbelastung in Beruf und Familie) irrelevant, denn sie haben keine Kinder!“ (S. 128.)

Die Möglichkeit Beruf und Privatleben zu vereinbaren wird demzufolge überwiegend mit gut bis sehr gut eingestuft, dies ist jedoch durch die hohe Kinderlosigkeit zu relativieren. Die Zufriedenheit mit der work-life-balance nimmt mit steigendem Einkommen ab: 69 Prozent derjenigen, die unter EUR 1.500 / Monat brutto verdienen, stuften dies mit sehr gut und gut ein – bei den Befragten mit über EUR 5.000 / Monat brutto sind es nur mehr 52 Prozent. Die Besetzung der hierarchischen Positionen entspricht in etwa der gängigen Geschlechterverteilung: 4 Prozent der weiblichen und 10 Prozent der männlichen Befragten haben eine Leitungsposition inne. Erst bei Anstellungen ohne Leitungsfunktion dreht sich das Verhältnis um: 46 Prozent der weiblichen und 38 Prozent der männlichen Befragten sind hier tätig. Dies ist zunächst nicht auffallend und entspricht vertrauten Ergebnissen auch anderer Berufsbranchen.

Bei genauerer Betrachtung – und darauf geht die Studienautorin ausführlich ein – ist dies ein auffallender Befund: Durch die über viele Jahre bereits stattfindende Feminisierung dieses Berufsfeldes hätte es schon längst zu einer Veränderung der geschlechtsspezifischen Besetzung von Positionen kommen können. Zahlenmäßig gäbe es weit mehr Frauen, die für Leitungspositionen zur Verfügung stehen! Lediglich im vergleichbaren Feld PR sind verhältnismäßig mehr Frauen in Leitungspositionen: 32 Prozent im mittleren Management und 21 Prozent in Führungspositionen. Allerdings entsprechen die Zahlen dieser Studie den Ergebnissen allgemeiner Arbeitsmarktstudien – die Branche PR bildet somit eine Ausnahme. Frauen des untersuchten Berufsfeldes verdienen durchschnittlich um 28 Prozent weniger als Männer – dies ist eine größere Einkommensschere als durchschnittlich in Deutschland. (23 Prozent). (Anmerkung zu den Zahlen in Europa bzw. Österreich: Im europäischen Durchschnitt lag das Gehalt der Frauen laut Eurostat 2007 bei 81,4% des Männergehalts, in Österreich jedoch deutlich darunter bei nur 74,5%.)

Erwähnt sei nur das Berufsfeld „Marketing und Vertrieb im Verlag“ – dort sind die geschlechtsspezifischen Nachteile für Frauen am höchsten. Dies führt auch zu

dem Studienergebnis, dass in Branchensegmenten und Berufsfeldern, in denen überdurchschnittlich gute Verdienstmöglichkeiten bestehen, es häufiger zu Einkommensunterschieden zum Nachteil von Frauen kommt als in Bereichen, in denen Frauen wie Männer schlecht verdienen. Der bereits erwähnte Aspekt der Elternschaft sei hier noch um den Befund erweitert, dass sich Nachwuchs bei Männern positiv und bei Frauen negativ auf das Einkommen auswirkt. Zusammenfassend kann gesagt werden: Für Frauen dieser Studie gibt es keinen Unterschied bezüglich Alter, Position, formaler Qualifikationen, Anstellung vs. Freiberuflichkeit, Mutterschaft – sie verdienen immer weniger als ihre männlichen Kollegen. Lediglich bei den Teilzeitstellen sind sie „gleichberechtigt“.

Women drain

Auf dem Weg von der Ausbildung über den Berufseinstieg, Verbleib im Beruf und Aufstieg werden es immer weniger Frauen. Dies ist gerade in dem untersuchten Feld erstaunlich, da durch die jahrzehntelange Feminisierung überwiegend Frauen zur Verfügung stünden. Romy Fröhlich geht daher der Frage nach: „Wo bleiben all diese Frauen?“ Diese Frage ist gerade in der Buchhandels- und Verlagsbranche angebracht, da diese etwa im Gegensatz zu PR und Journalismus auf einen viel länger zurückliegenden gender switch in der Ausbildung zurückblicken können. Längst hätte die Mehrheit von ausgebildeten Frauen die Geschlechterverhältnisse in hierarchisch höheren Positionen verändern müssen. Eine Antwort ist wohl die des Ausstiegs von Frauen aus dem Berufsfeld – zumeist in Familiengründungsphasen – und die fehlende Rückkehr in ihren ursprünglichen Beruf. Die volkswirtschaftlichen Aspekte dieses Befundes sind äußerst bedenklich: mit hohem Aufwand und Kosten werden junge Frauen gut ausgebildet, ein Teil kommt im Beruf gar nicht an und ein weiterer Teil verbleibt nicht dort. Die Gründe des Women drain werden in der Studie nicht erforscht. Ich möchte die Aussage „Welch eine Verschwendung von Kapital, Menschen und deren Lebenszeit!“ jedoch ein wenig hinterfragen: Es bedarf wohl genauerer Untersuchungen, ob gerade Ausbildungszeiten in geisteswissenschaftlichen Studienrichtungen, die in der Folge zu einer Berufstätigkeit in einem anderen Berufsfeld führen, tatsächlich eine Verschwendung an Lebenszeit etc. darstellen.

Vergleich mit „nicht feminisierten Berufsfeldern“

Frauen sind in den Medienberufen etwas häufiger in hohen und gehobenen Positionen zu finden, dennoch sind dort Männer deutlich stärker vertreten und der Männeranteil in der Relation zum Männeranteil im gesamten Berufsfeld ist

eklatant höher. In der seit vielen Jahren feminisierten Medienbranche wird nach wie vor mit einem Mangel an Frauen für Führungspositionen deren Minderheit argumentiert. Dies ist angesichts der zur Verfügung stehenden, gut ausgebildeten Frauen nicht mehr haltbar. Zudem sind diese Frauen überdurchschnittlich häufig kinderlos. Subtilere Formen der Diskriminierung gilt es aufzudecken.

Schluss mit gängigen Erklärungen und Unwissenheit

Jedenfalls ist das weit verbreitete Argument der Doppelbelastung als Ursache für das Fehlen von Frauen in Führungspositionen im Kontext dieser Studie nicht haltbar. Dies eröffnet das Feld für neue Untersuchungen. Was hindert Frauen im Vergleich zu Männern – kinderlose und Väter – vergleichbare Positionen und Gehälter zu erreichen? Das Argument der Doppelbelastung als alleinige (!) Erklärung für die Benachteiligung von Frauen hat somit ausgedient. Auch der Ansatz, Frauen hätten keine Lust auf Aufstieg und Karriere wird von Romy Fröhlich in Frage gestellt: Sie räumt ein, dass Frauen keine Lust auf Ellbogenkämpfe und ausgediente Managementstile haben, doch Lust auf Macht und gute Bezahlung, Interesse an Verantwortung und Spaß an der Möglichkeit mitzugestalten haben sie jedenfalls. Sie weist zudem darauf hin, dass (männliche) Karrieren von früher Jugend an geplant werden und Frauen wesentlich früher Anreizmodelle und weibliche Vorbilder kennenlernen müssen.

Frauen setzen auf die Karte der formalen Qualifikationen und erhoffen dadurch Aufstiegschancen. Der Befund der Studie zeigt, dass diese nicht ausreichen und Männer häufig ohne diese Qualifikationen in höheren Positionen bzw. Gehaltsstufen sind. Auch in diesem Berufsfeld gilt es für Frauen, ihr strategisches Verhalten zu hinterfragen und weiter zu entwickeln. Der Fachkräftemangel kommt auch auf die Medienbranche zu. Auf die gut ausgebildeten Frauen in verantwortungsvollen Positionen zu verzichten ist in diesem Kontext noch paradoxer und ökonomisch nicht nachvollziehbar. Romy Fröhlich bekennt sich zur Frauenquote und ruft Frauen auf, sich besser über Rahmenbedingungen zu informieren. „Wer derart schlecht informiert ist, der darf sich über seine eigene steinige Berufskarriere nicht wirklich wundern.“ (S. 140) (Anmerkung: Es müsste in diesem Kontext wohl eher heißen: „Welche derart schlecht informiert ist, die darf sich über ihre eigene steinige Berufskarriere nicht wirklich wundern.)

Fazit

Die Studie ist für alle Frauen, die in dieses Berufsfeld einsteigen wollen bzw. bereits in diesem tätig sind, spannend zu lesen. Die Ergebnisse sind verständlich

aufbereitet und regen zur Reflexion der strukturellen, aber auch der persönlichen Rahmenbedingungen an. Reflektierten Männern ermöglichen die Studienergebnisse Bestärkung, sich für qualifizierte, gemischtgeschlechtliche Teams zu entscheiden. Abgesehen von den längst fälligen Daten und Zahlen zu dieser Branche finde ich vor allem ein Ergebnis bemerkenswert: Das übliche Erklärungsmuster für den erschwerten beruflichen Ein- und Aufstieg von Frauen aufgrund ihrer Doppelbelastung durch Beruf und Kinder (Familie) ist nicht länger haltbar, da die Mehrheit der Studienteilnehmerinnen (72%) kinderlos ist und es dennoch zu den bekannten Restriktionen in ihrer beruflichen Positionierung bzw. Weiterentwicklung kommt. Die vorliegenden Ergebnisse machen deutlich, wie wichtig es ist der Frage nachzugehen, was die tatsächlichen Ursachen für die geschlechtsspezifischen Unterschiede beruflicher Karrieren neben dem weit verbreiteten Argument der Doppelbelastung sind – strukturell und individuell! Und um mit Romy Fröhlich zu schließen:

„Solange Arbeitgeber mit hervorragend und mehrfach ausgebildeten Frauen nach wie vor eine ausreichend große Anzahl von potentiellen Arbeitskräften zur Verfügung haben, die nicht wissen, wie Gleichberechtigung funktioniert und sie deshalb nicht einfordern, die bereitwillig bei gleicher Leistung für weniger Gehalt als ihre männlichen Kollegen arbeiten [...] und so lange Arbeitgeber nur darauf vertrauen, dass allein die schiere Menge an Fachkräften und Führungspersonal schon lösen wird, so lange wird sich an dem beschriebenen Zustand auch in Zukunft nichts ändern.“ (S. 140)

Marie-Theres Zirm (Wien)

Rainer Moritz/Reto Guntli (Fotos): *Die schönsten Buchhandlungen Europas*. Hildesheim: Gerstenberg 2010 (3. Auflage 2011). 1995. ISBN 978-3-8369-2613-3. EUR (A) 41,10.

Wer unter Büchern lebt, geht auch in der Fremde nicht verloren – außer in einer Buchhandlung. Wer je eine Buchhandlung in einem Land betreten hat, dessen Sprache er oder sie nicht beherrscht, weiß um den inneren Magnetismus solcher Orte, kennt das Wechselspiel zwischen Anziehung und Abstoßung, Einladung und Verweis. Es ist die Aneignung doppelt fremder Welten: nach langwierigem Verhandeln in einer islamischen Buchhandlung in Kairo eine syrische Bibel erstanden zu haben, nicht in der Lage, auch nur ein Wort darin zu lesen,

aber mit jeder Berührung des wie gestochen mit arabischen Schriftzeichen bedruckten Papiers zu begreifen, was ein Buch *noch* ausmacht und wie Ort und Umstände des Erwerbs Teil des Buches geworden sind. Etwas leichter fällt die Erstbegehung in sprachlich mehr oder minder vertrauter Umgebung, eine Expedition in unbekanntes Terrain bleibt es allemal. Fremde Buchhandlungen sind, bei aller Geschäftstüchtigkeit und Web 2.0, geheimnisvolle Orte, ihr Wesen zu entschlüsseln, hieße, ihr Geheimnis zu lüften. Wie gut, dass Rainer Moritz dies bei allem Bemühen nicht gelungen ist. Wer Büchern nicht nur ob ihres Inhalts verfallen ist und dieses ansprechend und unspektakulär gestaltete Bilderbuch durchgeblättert hat, wird sich wohl die eine oder andere Adresse notieren, um beim nächsten Besuch in Paris, London oder, warum nicht, gleich am Burgring in Wien ein einschlägiges Etablissement aufzusuchen.

Die zwanzig europäischen Buchhandlungen, die in diesem Bildband portraitiert werden – Text (Rainer Moritz) und Fotografien (Reto Guntli und Agi Simões) –, befinden sich in London (Heywood Hill; Daunt Books), Rom (Bookàbar), Berlin (Bücherbogen), Brüssel (Tropismes), Freiburg (zum Wetzstein), Paris (Auguste Blaizot; Galignani), Wien (Antiquariat Burgverlag), Salzburg (Mora), Hamburg (Felix Jud), Bern (Stauffacher), Zürich (Beer), Maastricht (Selexyz Dominicanen), Stade (Schaumburg), Turin (La Casa del Libro), Barcelona (Altaïr), Porto (Lello), Nürnberg (Campe) und Marbach am Neckar (Aigner). Sie alle, so will es das Vorwort, zeichnen sich „durch unverwechselbare Eigenarten aus“, vermitteln „unvergessliche Erlebnisse“ oder, blumiger Metaphorik sind keine Grenzen gesetzt, erlauben dem Besucher sich im „Kokon der Unantastbarkeit“ zu wähen. Dass die vorgestellten Bücherstuben nun auch die schönsten Europas sind, wie der Titel des Bandes suggeriert, ist zu bezweifeln. Manch legendäre und auch literarisch verewigte Buchhandlung fehlt (Shakespeare & Company/Paris) und andere (Campe, Stauffacher) sind in Ausstattung und Sortiment doch nahe an der dem Mainstream verpflichteten Beliebigkeit angesiedelt. Derlei Kritik trifft trotzdem nicht das Wesentliche, wenn es um eine so radikale Auswahl geht, die, das hält Moritz im Vorwort explizit fest, subjektiv, aber nicht willkürlich sei. Gegen Willkür spricht die Spannbreite: Alte und Neue (zwischen 1801 und 2007), Große (300.000 Titel) und Kleine (7000 Titel antiquarisch), verschiedene Geschäftsmodelle vom traditionellen Antiquariat über Mischformen zu Multimedia-Häusern, vom klassischen Sortimenter bis zur traditionellen Verlagsbuchhandlung, von der Buchhandlung

für Kunst-, Architektur und Designbücher bis zu Reisebuchhandlungen. Für Willkür und gegen das großspurige Konzept spricht allerdings ein schwerwiegender prinzipieller Einwand, der sich, das sei hier explizit festgehalten, nicht gegen die Portraitierten oder die Portraits an sich richtet: Der gesamte slawische und nordeuropäische Sprachraum bleibt stillschweigend außen vor, als hätten Göteborg oder Helsinki, Budapest, Bukarest, Sarajevo, Zagreb, Ljubljana, St. Petersburg, Prag oder Krakau nichts mit europäischer Kultur zu tun. Auch ein Blick in Istanbuls Bücherbazar hätte nicht geschadet. Wenn schon von „Europas schönsten Buchhandlungen“ die Rede ist, dann sollte man nicht nur das vermeintlich Schöne, sondern auch das tatsächlich Europäische in den Blick nehmen. Das Vermarktungsargument des griffigen Titels, das an dieser Stelle gerne zur Verteidigung aufgeföhren wird, gilt nicht. Aber nicht nur mit Europa, auch mit den Schönsten hapert es, so ganz will der marktschreierische Superlativ ohnehin nicht zu den mit sakraler Metaphorik durchzogenen Lobpreisungen der „Refugien“, der „Bollwerke gegen den Zeitgeist“, der „architektonischen Wunderwerke“ passen. Himmel, Jenseits, Kathedrale & Co. finden sich in phrasenhaft verdächtiger Konzentration in den Kapitelüberschriften. Andererseits, wer will es dem Autor verübeln, dass er vom „himmlischen Ambiente“ spricht angesichts der Filiale der größten niederländischen Buchhandelskette in Maastricht, die just in einer ehemaligen Dominikanerkirche ihre Regale aufgestellt hat (übrigens eine freistehende Stahlkonstruktion, da die Einrichtung reversibel sein muss)? Kehren wir also zu dem zurück, was in und mit den Portraits geboten wird, und das ist nicht wenig.

Wir sitzen mit Rainer Moritz in einer „Lese-Liege“ der Buchhandlung Beer in der St. Peterhofstatt in Zürich, streifen durch den Palazzo delle Esposizioni in Rom bis mitten im alten Gemäuer endlich die mondäne Bookàbar zu sichten ist. Schreiten die imposante Treppe im Inneren eines neogotischen Baus hinauf, der die Buchhandlung Lello (Porto) beherbergt und lassen uns, leicht ermüdet, auf die blauen Sessel der Lesegalerie nieder. Der Autor nähert sich den Buchhandlungen über die Lage, das Ambiente, statt knapper Beschreibungen dessen, was ohnehin auf den stylischen Fotos zu sehen ist, versorgt Rainer Moritz Leserinnen und Leser mit persönlich Erlebtem und mit Unternehmensgeschichte(n), für letztere greift er auf Geschäftschroniken und auf bewährte Fachliteratur zurück. So erfährt man ganz nebenbei, dass die älteste englische Buchhandlung in Paris von einem Abkömmling des italienischen Drucker-

geschlechts der Galignani gegründet wurde, dass der in Unfrieden von seinem Kompagnon geschiedene Heywood Hill selbigen einen Spion in die Firma schickte, was nebst einer Eheschließung zu noch mehr Unfrieden führte, oder, dass der unbedeutende Wiener Burgverlag zwar zwei Werke des bedeutenden Weinheber verlegte, sich damit aber trotzdem nicht über Wasser halten konnte. Dafür drehte man Jahrzehnte später in denselben Räumlichkeiten am Burgring eine Folge des äußerst erfolgreichen Fernsehkrimis „Kommissar Rex“. Soviel zur friedlichen Koexistenz der Medien. Überhaupt sind es neben den Schilderungen die Historie und die Histörchen, die den Portraits Leben einhauchen, das Wer-mit-Wem, der Inhalt der Gästebücher, die berühmte Kundschaft. Kaum eine portraitierte Buchhandlung, die nicht über illustre Kundschaft verfügte, von Karl Lagerfeld (ja, der ... bei Tropismes) bis Mick Jagger (bei Galignani). Naturgemäß ist immer wieder von den Autoren die Rede, die in gewisser Weise in einer Buchhandlung Hausrecht besitzen, von Oswald Wiener und Gert Jonke (Burgverlag) bis zum nörgelnden Peter Handke, der bei Mora in Salzburg die Entfernung eines Simmel-Romans aus dem Schaufenster verlangt haben soll.

Rainer Moritz, der nach Jahren in der Verlagsbranche seit 2005 das Literaturhaus Hamburg leitet, kennt den Literaturbetrieb bestens und weiß genau, dass dieses Unverwechselbare, hinter dem er herschreibt, das Geschäftemachen nicht aussparen darf. Er nennt Ladenfläche, Anzahl der Mitarbeiterinnen/Mitarbeiter und der lagernden Titel, Kundenfrequenz, regelmäßige Marketingaktivitäten und spart Probleme der Buchhändler nicht aus. Es geht ums Dazwischen, um die Modernisierung der Tradition, die Quadratur des Kreises. Die größte Sorge haben Antiquare, und zwar mit dem Käufernachwuchs. Alte und schöne Bücher sind teuer, dazu beklagen selbst Größen wie Blaziot (Paris) und Heywood Hill (London), dass unter jüngeren Sammlern der Sinn für die Schönheit eines Buches nur mehr selten anzutreffen sei, die häufiger auftretende Schwellenangst erschwere die Erschließung neuer Käuferschichten. Die geringste Sorge scheint, folgt man den Gesprächen, die Moritz mit den Buchhändlern/Buchhändlerinnen geführt hat, die digitale Evolution zu sein. Im Gegenteil, man nutzt ihre Errungenschaften als Vertriebsweg oder via Radio Frequency ID als Suchsystem, mit dem die neugierige Kundschaft sich selbst durch die Regale navigiert (Selexzy). Erfrischend und im Sinne der Best-Practice für Buchhändler lehrreich sind die Verweise auf die ökonomischen Überlebensstrategien (z. B. via Sortimentsausweitung), die sich so manch ehrwürdiger Buchhändler zugelegt hat, exempla-

risch sei hier auf die Freiburger Buchhandlung zum Wetzstein verwiesen, wo von kalligrafischen Gedichtabschriften in der Auslage (und danach im hauseigenen Verlag), über Shortbread und Marmite-Angebote in der englischen Abteilung bis hin zu einem kleinen Weinsortiment und, man glaubt es kaum, Marmeladen von Staud aus Wien das literarische Angebot sinnfällig ergänzt wird.

Einen Band mit Fotografien von Regalen, Stapeln und Galerien mit Büchern zu füllen, stellt bei aller architektonischen Besonderheit der Vorlage gewiss eine Herausforderung dar. Jede Buchhandlung soll in ihrer Eigenart erfasst und belassen werden. Zugleich gilt es, hinreichend Variation in die Aufnahmen zu bringen, damit die vergleichbaren Sujets nicht im visuellen Einerlei enden. Reto Guntli und Agi Simões behelfen sich mit einem unpräzisen, weil sparsam eingesetzten Trick: Zwischen den Regalen bewegen sich verhuschte Gestalten, es sind Besucher, die wie Gespenster aus oder in den Büchern aufgehen, verschwinden. Dadurch werden auch die exquisiten doppelseitigen Aufnahmen (beste Werbe-fotografie!) in Balance gehalten. Der Bildband schließt mit einem Anhang, in dem eine Adressliste (Real- und Webadresse) der vorgestellten und 65 weiterer Buchhandlungen angeführt ist, ergänzt um 16 Literatur-Cafés. Allesamt harren sie eigener Entdeckungsfahrten. Ähnliches gilt für die hoch selektive Literaturliste mit Buchhändlerbiografien, wissenschaftlicher Basiselektüre und Leselust-Klassikern (Manguel, Eco usw.), leider fehlen manche Titel, die im Textteil erwähnt werden (etwa Murray Halls Österreichische Verlagsgeschichte). Als Motto steht dem Band ein Zitat von Lorient voran: „Plötzliche Regenfälle können zum Betreten einer Buchhandlung führen.“ Es gibt auch andere gute Gründe, einige sind in diesem Buch festgehalten.

Doris Moser (Klagenfurt)

Ein Abend für Otmar Seemann

Am Dienstag, dem 6. September 2011 veranstaltet die Gesellschaft für Buchforschung in Österreich gemeinsam mit dem Verband der Antiquare Österreichs einen Abend für Prof. Dr. Otmar Seemann aus Anlass seines 65. Geburtstags. Der Abend findet um 19:00 in der Musiksammlung der Wienbibliothek, Bartensteingasse 9 statt. Das nähere Programm wird im Laufe des Sommers per E-Mail an unsere Mitglieder gesendet. Falls Sie nicht auf unserer Verteilerliste sind, bitten wir Sie, uns Ihre aktuelle E-Mail-Adresse zukommen zu lassen (an: office@buchforschung.at).

Generalversammlung

Da das Vereinsbüro in unseren Statuten formale Mängel entdeckt hat, ist es notwendig, dass kleine Änderungen durch einen Beschluss der Generalversammlung genehmigt werden. Sie sind zu einer Generalversammlung um 18:30 am Dienstag, dem 6. September 2011, in der Musiksammlung der Wienbibliothek, Bartensteingasse 9 herzlich eingeladen. Wenn Sie, wie wir hoffen, am Abend für Otmar Seemann teilnehmen möchten, bitten wir Sie eine halbe Stunde früher zu kommen, damit wir die Statutenänderungen beschließen können. Die konkreten Änderungen werden Ihnen per Mail zugeschickt.

Werner J. Schweiger gestorben

Unser langjähriges Mitglied Werner J. Schweiger ist am 11. März 2011 im Wiener Wilhelminenspital nach langer Krankheit gestorben. Geboren 1949 in Lilienfeld in Niederösterreich hat der Privatgelehrte und Autodidakt bereits 1982 eine Geschichte der Wiener Werkstätte vorgelegt, die zum Standardwerk in der Kunstgeschichte und in mehrere Sprachen übersetzt werden sollte, ein Werk, aus dem manche Nachfahren mal mit, mal ohne Quelle gern abschrieben. Zu seinen weiteren Publikationen zählen u. a. mehrere Bücher über das Wiener Kaffeehaus, *Der junge Kokoschka. Leben und Werk 1904–1914* (1983) der Prachtband *Aufbruch und Erfüllung. Gebrauchsgraphik der Wiener Moderne* (1988), *Meisterwerke der Wiener*

Werkstätte. Kunst und Handwerk (1990) etc. Literatur in Wien um die Jahrhundertwende – hier vor allem Peter Altenberg – zählte ebenfalls zu seinen Interessensgebieten. Werner J. Schweiger interessierte sich nicht nur (als ehemaliger Sängerknabe) für Musik, sowie für Literatur und Kunstgeschichte, sondern auch für Buch- und Buchhandelsgeschichte und war ein konsequenter, ja hartnäckiger Quellenforscher. Im Laufe der Jahre eignete er sich ein Spezialwissen an, das über das seiner mit akademischen Titeln geschmückten „Zunftgenossen“ weit hinausragte. Sein letztes Projekt, ein voluminöses und einmaliges Lexikon zum Kunsthandel der Moderne im deutschsprachigen Raum 1905–1937, an dem er detailbesessenen viele Jahre lang arbeitete, hat er krankheitsbedingt nicht mehr vollenden können. Werner J. Schweiger hat wissenschaftliche Leistungen hinterlassen, auf die er stolz sein konnte und von denen die Nachwelt lang profitieren wird.

Friedhelm Kemp, Übersetzer, Lektor und Essayist gestorben

Friedhelm Kemp starb am 3. März 2011 in München. Kemp war ein souveräner Kenner und leidenschaftlicher Liebhaber der deutschen, französischen und englischen Literatur – von der Mystik, dem Barock bis in die Gegenwart. Ihm verdanken wir bedeutende Übersetzungen von Maurice Sceve, Baudelaire, Saint-John Perse, Yves Bonnefoy, Gerald Manley Hopkins und vielen anderen. Als langjähriger Lektor des Kösel Verlages brachte er nach 1945 Ausgaben unterdrückter oder vergessener Autoren wie Rudolf Borchardt, Gertrud Kolmar, Karl Kraus, Else Lasker-Schüler, Simone Weil u. a. heraus. Ein besonderes Anliegen waren ihm die schöne Gestaltung und Typographie der Bücher, u. a. in Zusammenarbeit mit dem Graphiker Josua Reichert.

Register 1

Wir möchten Sie auf das Register der ersten zehn Jahre der Mitteilungen in Heft 2008-2 aufmerksam machen. Die Hefte 1999-1 bis 2007-2 sind als Download unter www.buchforschung.at verfügbar.

Register 2

Kürzlich wurde eine aktualisierte (durchgesehene und an mehreren Stellen ergänzte) Fassung des Aus dem Antiquariat-Registers bis 1990 online gestellt: <http://antiquariate.blogspot.com/2010/10/aus-dem-antiquariat-1948-bis-1990.html>

Ernst Grabovszki Sachverständiger

Unser langjähriges Mitglied Ernst Grabovszki wurde am 28. April 2011 am Handelsgericht Wien zum Allgemein beeideten und gerichtlich zertifizierten Sachverständigen für die Fachgebiete „Verlagsgeschäfte, verlagsrechtliche und buchhändlerische Usancen“ sowie „Zeitungswesen“ vereidigt.

„Geraubte, zerstörte, gerettete Bücher, Bibliotheken, Sammlungen und ungedruckte Materialien nach 1933“

Die diesjährige Tagung der Gesellschaft für Exilforschung fand vom 18. bis 20. März 2011 im Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar statt. 15 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Deutschland, Österreich, Israel, Frankreich, der Schweiz und den USA referierten zum Thema Bibliotheken und Sammlungen im Exil.

Vor allem der Bericht von Michaela Scheibe, Berlin über die Erwerbungspolitik der Preußischen Staatsbibliothek (PSB) nach 1933 und der Suche nach NS-Raubgut in den Beständen der Staatsbibliothek (Stabi) Berlin seit 2006 brachte sehr interessante Informationen. Denn im Rahmen der NS-Provenienzforschung wurde festgestellt, dass geraubte Bücher aus ehemals „Pflichtverlagen“, wie dem Malik Verlag Berlin, in die Pflichtjournale eingetragen wurden als wären sie als „Pflicht“ in die Bibliothek gekommen. In den bisherigen Untersuchungen waren die Pflichtjournale der Bibliothek nicht gesichtet worden, weil man davon ausging, dass diese unbedenklich seien. Doch nun stellte sich heraus, dass die „Pflicht“ ein wesentliches Standbein in der Erwerbung der PSB war und man in der NS-Zeit versucht hat, gezielt an beschlagnahmte Literatur zu kommen, die nie als Pflicht abgegeben wurde. Um sich einen Überblick zu verschaffen, schnitten die Bibliothekare aus dem Bör-

senblatt die fehlenden Titel heraus und klebten sie in Journale ein. In der Stabi Berlin haben sich ca. 200 dieser Pflichtjournale bis 1945 erhalten, anhand derer nun gezielt nach geraubten Büchern gesucht wird. Im Fall des Malik Verlag hat Michaela Scheibe bereits feststellen können, dass aus diesem Verlag Bücher auch noch in das Pflichtjournal eingetragen wurden als er seinen Sitz schon in Prag hatte! Später wurden demnach auch fehlende Bücher aus dem Malik Verlag gekauft und trotzdem als Pflicht eingetragen.

Ob dieses Vorgehen auch in anderen Bibliotheken praktiziert wurde, sollte jede Bibliothek prüfen, denn bislang sind alle Provenienzforscherinnen und Provenienzforscher davon ausgegangen, dass Pflichtexemplare grundsätzlich als unbedenklich einzustufen sind. Derzeit geht man an der Stabi Berlin davon aus, dass ca. 10.000 geraubte Bücher in die PSB kamen, das sind ca. 2–5% des gesamten Zugangs zwischen 1933 und 1945. 1953 wurde an der Bibliothek die Zentralstelle für wissenschaftliche Altbestände eingerichtet, die seit 1959 Bibliotheken und Antiquariaten so genannte „herrenlose“ Bestände anbot. Insgesamt vermutet man, dass bis zu 100.000 geraubte Bände als Dubletten oder von der PSB unbearbeitet an andere Bibliotheken weitergegeben wurden. Bislang wurden bereits ca. 850 Bände restituiert, im Katalog nachgewiesen und auch in der Lost Art Datenbank verzeichnet. Das Projekt ist aber noch lange nicht abgeschlossen und man darf gespannt sein, welche Ergebnisse die Recherchen noch bringen.

Der Beitrag von Michaela Scheibe sowie alle weiteren Beiträge der Tagung erscheinen im Herbst 2011 unter dem Titel *Bibliotheken und Sammlungen im Exil* als Band 29 der Reihe „Exilforschung – Ein internationales Jahrbuch“ im Verlag „edition text&kritik“. *Christina Köstner-Pemsel (Wien)*

Hedvig Ujvári: Kulturtransfer in Kakanien

Von unserer regelmäßigen Mitarbeiterin Hedvig Ujvári ist ein neuer Beitrag zur Geschichte der deutschsprachigen Presse Ungarns erschienen: *Kulturtransfer in Kakanien. Zur Jókai-Rezeption in der deutschsprachigen Presse Ungarns (1867–1882)*.

Weidler Buchverlag Berlin 2011. ISBN 978-3-89693-288-4. 251 Seiten, EUR 38. Die Rezeption des ungarischen Dichterfürsten weist trotz der zahlreichen deutschen Übersetzungen manche Lücken auf. Diesem Mangel soll nun mit dem vorliegenden Band Abhilfe geschaffen werden.

Tagung in München:

Erotisch-Pornographischer Buchhandel

Eine wissenschaftliche Tagung vom 24. bis 25. Juni am Institut für deutsche Philologie/Studiengang Buchwissenschaft der Universität München widmete sich der Produktion und dem Vertrieb erotischer Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Jahrhundertlang von Kirchen und Staaten verboten, unterdrückt und verfolgt, bis die sexuelle Revolution in den 50er Jahren ein liberales Verfahren erzwang, nahm die erotische Literatur einen beträchtlichen Teil der Untergrundliteratur ein.

Abgeschlossene Hochschulschriften

NEUHART, STEFANIE: Zsolnay und Deuticke. Zwei Verlage und ihre Rolle als Vermittler von österreichischer und fremdsprachiger Literatur. Eine statistische Analyse der Verlagsprogramme im Untersuchungszeitraum 2000–2010. Dipl. Arb. Univ. Wien 2010. (wiss. Betreuer: Hall, Inst. f. Germanistik)

PIŠA, PETR: Knižní cenzura v Čechách v předbřeznové době. [Buchzensur in Böhmen in der Vormärzzeit]. Filozofická fakulta Univerzity Karlovy, Praha 2010. (wiss. Betreuer: Wögerbauer)

STIGLHUBER, Johanna: Macht und Ohnmacht der Unabhängigen. Independent-Verlage und ihre Verortung in der deutschen und österreichischen Verlagsszene. Dipl. Arb. Univ. Wien 2010. (wiss. Betreuer: Hall, Inst. f. Germanistik)

Adressen der Beiträger:

Dr. Evelyn Adunka (adunkacm@utanet.at)
 Mag. Dr. Christina Köstner-Pemsel (christina.koestner@univie.ac.at)
 Prof. Dr. Reinhard Düchting (dduechting@freenet.de)
 Dr. Anja Dular (anja.dular@nms.si)
 Prof. Dr. Wynfrid Kriegleder (wynfrid.kriegleder@univie.ac.at)
 Dr. Matthias Marschik (matthias.marschik@univie.ac.at)
 Dr. Doris Moser (Doris.Moser@aau.at)
 Mag. Dr. Irene Nawrocka (irene.nawrocka@gmx.at)
 Dr. Veronika Pfolz (veronika.pfolz@netway.at)
 Erwin Poell (poell.hd@gmx.de)
 Dr. Mária Rózsa (rozsam@t-online.hu)
 Dr. Carina Sulzer (carina.sulzer@aon.at)
 Mag.a. Marie-Theres Zirm (mt.zirm@cardamom.at)